

Drei akademische Abhandlungen.

- I. Ueber das vergleichende Sprachstudium.
 - II. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen,
und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung.
 - III. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.
-

Drei akademische Abhandlungen.

- I. Ueber die Verhältnisse der Pflanzen.
- II. Ueber die Entstehung der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Sprachentwicklung.
- III. Ueber die Ätiologie der Chorea minor.

Ueber das vergleichende Sprachstudium

in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgelesen den 29. Junius 1820.

Einleitung des Herausgebers.

In dieser ersten seiner akademischen Abhandlungen, die genau genommen sämmtlich sprachwissenschaftlichen Fragen gewidmet sind, bestimmt Humboldt den Begriff der Sprachwissenschaft*), bezeichnet ihre Aufgaben, stellt ihre Ziele fest und legt ihre Bedeutung für die Geschichte dar.

Immerhin ist folgende Aeüßerung H.s in einem Briefe an Goethe (a. a. O. S. 265), fast ein Jahr nach Lesung der Abhandlung geschrieben, sowohl an sich nicht ohne Bedeutung, wie auch als Selbstbekenntnis wichtig: *Wenn ich mich hauptsächlich mit Sprachen beschäftige, so ist der Punkt, auf den ich eigentlich ausgehe, der innere Zusammenhang mit dem Gedanken, die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit dieses und aller geistigen Bildung von der Sprache, welche ihren Organismus nur zum kleinsten Theil von denen, die sie jetzt reden, empfangen, und ihre eigenen Schicksale, wie jedes andre historisch gestaltete Wesen, erfahren hat. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß sowohl die grammatischen Formeln (von welchen der freie und vielgewandte Gebrauch so mächtig abhängt), als die Geschlechter der Wörter (welche den an sich vagen Begriff, auf eine bestimmte Weise geprägt, der Empfindung übergeben), von Anbeginn alles Sprechens an eine Reihe für sich bilden, die es sogar uns bis auf einen gewissen Punkt hin zu erkennen gegeben ist. Gerade dieß Problem ist aber auch das schwierigste, und so begegnet es denn auch mir, daß ich bis jetzt fast nur darum herumgehe und oft, bloß um nicht müßig zu sein, bei Arbeiten stehen bleibe, die höchstens vorbereitend genannt werden können.*

So finden wir denn auch in unsrer Abhandlung, obwohl sie im ganzen H.s Ansicht schon vollständig und klar ausspricht, dieselbe doch im einzelnen noch nicht in dem Maße durchgebildet, das die große Schrift zeigt. Dies giebt sich sogleich im Eingang kund. Während zwar in dem ersten Satze

*) Ueber das Wort *Sprachstudium* in der Ueberschrift vgl. die große Schrift 39, 12.

8. *Formeln*] für *Formen* kommt sonst nie bei H. vor.

9. *Geschlechter*] Gattungen. An das Genus ist nicht zu denken.

8—10.] Die Zeichen () sind von mir hinzugefügt.

die Aufgabe schon ähnlich wie in §. 1 der Schrift angegeben wird, zeigt sich in den sogleich folgenden Sätzen noch eine gewisse Unklarheit. Der Totaleindruck jeder Sprache soll nicht von großen und entschiedenen Eigentümlichkeiten abhängen, weil es solche, wie H. damals annahm, gar nicht gebe. So kann er freilich nur auf der Beschaffenheit der Elemente beruhen. Dann müssen aber diese eine Verschiedenheit zeigen; und woher sollte dieselbe kommen? Er behauptet ja andererseits sogleich weiter im Gegenteil, dass die grammatischen Formen, wenn sie auch in vielfach verschiedner Gestalt erscheinen, doch immer gleich seien. H. meint also dies. Die Sprachen zeigen niemals gewisse auffallende Absonderlichkeiten in einzelnen Punkten der Grammatik und Wortbildung, wie sich etwa Vögel und Säugetiere unterscheiden; sondern das Eigentümliche einer jeden Sprache bekunde sich bloß durch den immer wiederkehrenden Eindruck kleinster Verschiedenheiten der Elemente, die wesentlich überall dieselben seien. Nur die Summierung der gehäuften kleinsten Größen bewirke den auffallenden Totaleindruck. — Der hier vorliegende Mangel wird durch §. 8 der Schrift klar. Dort wird angenommen, dass der Totaleindruck jeder Sprache gerade von einer großen und entschiedenen Eigentümlichkeit abhängt, dass dieser allerdings in der Form des Ganzen liege, und es freilich schwer sei, die Form des Ganzen an den Einzelheiten nachzuweisen, dass sie aber dennoch auch an diesen haften und aus ihnen klar gemacht werden müsse (43, 14 — 44, 25).

Nun werden in §. 2 zwei Perioden des Sprachlebens unterschieden: die der ursprünglichen Gestaltung des Baues und die der feinern innern Ausbildung.

Wir kennen weder aus der Geschichte noch durch gegenwärtige Beobachtung eine Sprache in ihrer ersten Periode (§. 3), in der ihres eigentlichen Werdens.

§. 4. 5. Das ist auch nicht zu verwundern: denn in gewissem Sinne muss die Sprache auf einmal entstehen (wie jedes organische Wesen mit dem springenden Punkte wesentlich da ist).

Da nämlich jedes Lautgebilde zu allen übrigen, und auch jedes Gedanken-Element zu allen übrigen in Beziehung steht: so muss mit der ersten Durchdringung beider Gebiete die ganze Sprache implicite gesetzt sein. Vergl. besonders weiter diese Abh. 248, 3—7.

§. 6. Die innere Ausbildung der Sprache beginnt nicht sogleich mit der Vollendung des äußern Baues; sondern dieser ist zunächst noch längere Zeit stärkern Umgestaltungen ausgesetzt und erfährt teils bloß in sich, teils durch Vermischung mit andren Mundarten mannichfache Abänderungen.

§. 7. Wenn man also auch mehrere ursprüngliche, getrennt von einander in der Menschheit entstandene Mundarten annimmt, so bleibt doch eine Mischung jeder derselben mit den andren und der Ursprung neuer aus solchen Mischungen bei der unruhigen Lebensweise jener ältesten kleinen Völkerschaften, ihren Wanderungen, Kämpfen und Mischungen, mehr als wahrscheinlich. So könnte sich ein Zusammenhang aller Sprachen der Erde auch ohne gemeinsamen Ursprung zeigen.

§. 8. Diese nächsten Schicksale nach dem Werden der Sprachen lassen sich von letzterem nicht sondern. Sie bilden also mit ihm zusammen die

erste Periode. Nur die weitere innere Ausbildung kann man für sich betrachten als zweite Periode.

§. 9. So entstehen zwei Teile der Sprachwissenschaft, deren gesamtes Thema H. jetzt noch einmal besonders gut darlegt.

§. 10. Die beiden Perioden sind freilich der Zeit nach nicht völlig geschieden und greifen in einander über. Doch kann davon für die Untersuchung der beiden Aufgaben, Betrachtung des Organismus und Betrachtung der Ausbildung, abgesehen werden. — Der Organismus stammt von der ganzen Nation her; die Ausbildung, die Cultur, von hervorragenden Individuen. Ersterer gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, letztere zur Geschichte; dort gelangt man zur Ausmessung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen, hier zur Erkenntnis der menschlichen Zwecke durch Sprache; daher dort Vergleichung vieler Sprachen, hier Eindringen in die einzelne.

A. Methode der Untersuchung des Organismus der Sprachen.

§. 11. Zuvörderst ist jede Sprache in ihrem innern Zusammenhange zu studiren. Dann aber müssen die einzelnen Kategorien der Sprache, z. B. das Verbum, durch alle Sprachen verfolgt werden. So erkennt man durch letztere Betrachtung den Umfang der Verschiedenheit der Sprachen, durch erstere die Consequenz innerhalb jeder einzelnen.

B. Die Untersuchung der Sprache in ihrer Ausbildung.

§§. 12. 13. Der Gebrauch der Sprache zeigt, was sie werden konnte, je nach ihrer Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Solche Untersuchungen lassen sich also nur bei denjenigen Sprachen ausführen, welche durch eine Litteratur entwickelt sind. Es gibt aber Sprachen, die solcher Cultur gar nicht fähig sind. Denn obwohl die Sprachen ein Erzeugnis des intellectuellen Instincts der Völker sind, so ist doch eben der Instinct des Menschen nicht so gebunden, wie der der Tiere, sondern lässt der Individualität der sie redenden Völker Raum; und so kann eine Sprache zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen.

§. 14. Es scheint sogar als müssten alle Sprachen erst mannichfache, zunächst zerstörende Prozesse durchmachen durch die Völkermischungen, bevor sie den Grad der Formbildung erreichen, der zur Cultur notwendig ist. Zuerst lassen die Sprachen die Form unbezeichnet, dann bezeichnen sie dieselbe mangelhaft, erst auf der dritten Stufe consequent. Diese wird nur erreicht durch eine gewisse Zerstörung der zweiten Stufe, wobei freilich eine neu organisirende Kraft hinzutreten muss. Vgl. §. 6. 7.

§. 15. Für die Untersuchung also, wie sich die Sprachen zur Cultur verhalten, sind nur vollkommnere Sprachen tauglich. Es kommt aber darauf an, ob der Ideen-Gehalt gegen den sprachlichen Ausdruck gleichgültig ist oder nicht. Nur in letzterem Falle würde das Sprachstudium von Wichtigkeit sein. Und so verhält es sich auch in der That.

a. Abhängigkeit des Begriffs vom Wort.

§. 16. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Begriff durch ein Wort ausgedrückt oder ob er nur umschrieben werden kann.

§. 17. Das Wort lässt sich auch nicht durch ein conventionelles Zeichen ersetzen. Das ist wohl bei den Zahlen und bei allen den Begriffen möglich, welche apriori construirt werden können; wo es sich aber um innere Wahrnehmung oder Gefühl handelt, da kommt es auf die individuelle Vorstellung an, die von dem Wort unzertrennlich ist.

§. 18. Das Wort bezeichnet auch niemals den nackten Begriff, wie ihn der Verstand bilden müsste, sondern fügt zu ihm hinzu. Durch seine rein sprachlichen Beziehungen zu andren Sprach-Elementen, und durch Nebenbeziehungen auf das Gemüt erteilt es dem Begriff eine gewisse Individualität.

§. 19. Dazu kommt, dass die Sprache nicht dem einzelnen Menschen gehört, sondern dem ganzen Volke; also mischt sich in ihr die Vorstellungsweise der früheren Generationen mit der je gegenwärtigen, und in der Sprache jeder Generation die Eigentümlichkeit aller Alter, Stände, Charaktere; auch entlehnt eine Sprache der andren. Dadurch erhält das Wort jedem Subject gegenüber eine Objectivität und hilft bei der Bildung der Begriffe.

b. Die Sprache als Vermittlerin zwischen Subject und Object.

(§. 20. So sind die Sprachen Mittel, die Wahrheit zu entdecken. Der Mensch tritt dem zu erkennenden Object immer nur subjectiv entgegen, wobei die Sprache in ihrer Objectivität, in welcher die Subjectivität der ganzen Nation liegt, kräftigend wirkt. Das Objective ist es, was errungen werden soll, und auch wird, wiewohl nur in wechselnder Subjectivität stückweise und fortschreitend.)

§. 21. Selbst in der Bezeichnung sinnlicher Gegenstände zeigen die Sprachen Verschiedenheit. Viele Wörter aber, ursprünglich sinnlicher Bedeutung, sind intellectuell bearbeitet, und zwar individuell. Nun kommt es auf die Stimmung an, ob man das Wort mehr in seinem anfänglichen Sinne als Abbild des Objects mit seinen subjectiven Beziehungen, oder mehr als ein durch Abstraction gewordenenes Zeichen des Begriffs nehmen will. So gibt es einen doppelten Gebrauch der Sprache, und es kommt darauf an, dass ein Volk nicht einseitig bloß den einen oder bloß den andren pflege und jeden an seiner rechten Stelle.

C. Beide Untersuchungen in ihrer Einheit.

§. 22. Der ursprüngliche Organismus aber enthält selbst den Keim zur Ausbildung, und so vereinigen sich beide Untersuchungen.

§. 23. Das Ziel der Sprachwissenschaft erfordert also die Zusammenfassung beider Teile der Sprachwissenschaft. Es lassen sich die zu höherer Ausbildung gelangten Sprachen zu einem Kreise eigentümlicher Weltansichten zusammenstellen. So sieht man jede derselben als ein Streben nach einem individualisirten Ideal an, worauf ihr Charakter beruht. Wir werden hierauf in der Einleitung zu den §§. 2. 3 der großen Schrift zurückkommen.

1. Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichern 239
 und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und
 Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen
 und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht. Auf diese Weise
 wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache 5
 schwierig. Denn wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen
 ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzu-
 forschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender
 Einzelheiten, und sieht bald, daß die Wirkung der Sprachen nicht
 sowohl von gewissen großen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten 10
 abhängt, als auf dem gleichmäßigen, einzeln kaum bemerkbaren Ein-
 druck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird
 gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten
 Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klar-
 heit der in vielfach verschiedner Gestalt doch immer im Ganzen 15
 gleichen Form die Forschung erleichtert.

2. Wie unsere Erdkugel große Umwälzungen durchgangen ist,
 ehe sie die jetzige Gestalt der Meere, Gebirge und Flüsse ange-
 nommen, sich aber seitdem wenig verändert hat, so giebt es auch in 240
 den Sprachen einen Punkt der vollendeten Organisation, von dem an
 der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Da-
 gegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die
 feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Grenzen, bis ins Unend-
 liche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben,
 wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; die- 5
 jenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder
 Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr; eben so
 wenig nehmen die großen Wortfamilien, die Hauptformen der Ab-
 leitung ferner zu. Allein durch Ableitung in den feineren Verzwei-

6—16.] Vgl. die Einl. S. 38.

15. *Gestalt*] ergibt den Totaleindruck Z. 6.

16. *Form*] die aus der Idee der Sprache sich ergebenden Kategorien. Hier ist noch
 nicht an den Sinn des Terminus *Form* in §. 8 der großen Schrift zu denken. Unten 246, 8
 bedeutet *Form* was hier *Gestalt* heißt; und *Form* hier bedeutet, was dort Z. 7 *Idee* heißt,
 nämlich Z. 1. 2: Sprachbedürfniss und Sprachvermögen. Vgl. Allg. Einl. Z. 99—108.

10 gungen der Begriffe, durch Zusammensetzung, durch den inneren
 Ausbau des Gehalts der Wörter, durch ihre sinnvolle Verknüpfung,
 durch phantasiereiche Benutzung ihrer ursprünglichen Bedeutungen,
 durch richtig empfundene Absonderung gewisser Formen für be-
 15 stimmte Fälle, durch Ausmerzung des Ueberflüssigen, durch Abglät-
 tung des rauh Tönenden geht in der, im Augenblick ihrer Gestaltung
 armen, unbehülflichen und unscheinbaren Sprache, wenn ihr die
 Gunst des Schicksals blüht, eine neue Welt von Begriffen, und ein
 vorher unbekannter Glanz der Beredsamkeit auf.

3. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß man wohl
 20 noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammati-
 scher Gestaltung gefunden, keine in dem flutenden Werden ihrer
 Formen überrascht hat. Es muß, um diese Behauptung noch mehr
 geschichtlich zu prüfen, ein hauptsächliches Streben bei dem Studium
 der Mundarten wilder Nationen bleiben, den niedrigsten Stand der
 25 Sprachbildung zu bestimmen, um wenigstens die unterste Stufe auf
 der Organisationsleiter der Sprachen aus Erfahrung zu kennen. Meine
 bisherige aber hat mir bewiesen, daß auch die sogenannten rohen
 und barbarischen Mundarten schon Alles besitzen, was zu einem
 vollständigen Gebrauche gehört, und Formen sind, in welche sich,
 30 wie es die besten und vorzüglichsten erfahren haben, in dem Laufe
 der Zeit das ganze Gemüth hineinbilden könnte, um, vollkommener
 oder unvollkommener, jede Art von Ideen in ihnen auszuprägen.

4. Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal ent-
 stehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augen-
 35 blick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen
 macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen
 sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Or-
 241 ganischen, daß Jedes in ihr nur durch das Andere, und Alles nur
 durch die eine, das ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen
 wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen,

27—32] vgl. unten 249, 1 f.

§. 4] vgl. die große Schrift 85, 6—13.

36—2.] Vgl. die Einl. zu §. 8. der großen Schrift u. 44, 10 Anm. *Unmittelbarer*] ohne
 Absicht und Reflexion, Function des körperlich-geistigen Wesens.

in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorien des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor.

5. Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete, welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente, der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniß zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint. Wie daher sein Bewußtsein mächtig genug geworden ist, um sich diese beiden Gebiete mit der Kraft durchdringen zu lassen, welche dieselbe Durchdringung im Hörenden bewirkt, so ist er auch im Besitz des Ganzen beider Gebiete. Ihre wechselseitige Durchdringung kann nur durch eine und dieselbe Kraft geschehen, und diese nur vom Verstande ausgehen. (Auch läßt sich die Artikulation der Töne, der ungeheure

12—13. *einfachsten Ideenverknüpfung*] = Verknüpfung der einfachsten Vorstellungen (Z. e). Dass Idee bei H. gelegentlich nur Vorstellung bedeutet, beweist auch 249, 2. 253, 6.

16. *im Menschen*] sollte vielleicht heißen: in der Sprache; jedenfalls ist nur das gemeint. *Zwei Gebiete*] ein äußeres der Laute und ein inneres der Gedanken.

17—18. *der Verbindung dieser*] der Lautelemente mit Lautelementen, der Gedankenelemente mit Gedankenelementen.

19—20. *jeder Theil — darstellt*] in der Natur jedes Theiles, auf dem Gebiete des Lauten wie auf dem des Denkens, mag er ein ursprüngliches Element oder schon ein zusammengesetzter Teil sein, liegt allemal auch ein Verhältniß zu den andren Theilen desselben Gebietes.

20. *Synthesis*, 26. *durchdringen*] Vgl. §§. 12. 21 des Werkes.

Unterschied zwischen der Stummheit des Thiers, und der menschlichen Rede nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewusstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen.)

35 6. Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Sie setzt Zustände voraus, welche die Nationen erst in einer langen Reihe von Jahren durchgehen, und inzwischen wird gewöhnlich das Wirken der einen von
242 dem Wirken anderer durchkreuzt. Dieses Zusammenfließen mehrerer Mundarten ist eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen; es sei nun, daß die neuhervorgehende mehr oder weniger bedeutende Elemente von den andern sich mit ihr vermischen-
5 den empfangen, oder daß, wie es bei der Verwilderung und Ausartung gebildeter Sprachen geschieht, des Fremden wenig hinzukomme, und nur der ruhige Gang der Entwicklung unterbrochen, die gebildete Form verkannt und entstellt, und nach anderen Gesetzen gemodelt und gebraucht werde.

10 7. Die Möglichkeit mehrerer, ohne alle Gemeinschaft unter einander, hervorgegangener Mundarten, läßt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die hypothetische Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu
15 verwerfen. Kein Winkel der Erde ist so unzugänglich, daß er nicht Bevölkerung und Sprache habe anderswoher bekommen können; und wir vermögen nicht einmal über die, von der jetzigen vielleicht ganz verschiedene ehemalige Vertheilung der Meere und des festen Landes abzusprechen. Die Natur der Sprache selbst, und der Zustand des
20 Menschen Geschlechts, so lange es noch ungebildet ist, befördern einen solchen Zusammenhang. Das Bedürfnis, verstanden zu werden, nöthigt, schon Vorhandenes und Verständliches aufzusuchen, und ehe die Civilisation die Nationen mehr vereinigt, bleiben die Sprachen lange im Besitz kleiner Völkerschaften, die, eben so wenig geneigt, ihre Wohnsitze dauernd zu behaupten, als fähig, sie mit Erfolg zu

33—34 nöthigt — ab] vgl. d. gr. Werk 65, 17—19. 38. der einen] Sprache.

1. anderer] Sprachen. Vgl. unten §. 14 Anfang und Schluss.

5—9.] Dies ist H.'s Ansicht von den romanischen Sprachen. 20. 21.] s. 254, 14.

vertheidigen, sich oft gegenseitig verdrängen, unterjochen und ver- 25
mischen, was natürlich auf ihre Sprachen zurückwirkt. Nimmt man
auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprüng-
lich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben
sein. Es muß daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so
lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon 30
erkennbar ist, und bei jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob
sie aus einem Gufse selbstständig geformt, oder in grammatischer
oder lexicalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise ver-
mischt ist?

8. Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zer- 35
gliederung der Sprachen unterschieden werden:

die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder
zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äußere Um- 243
grenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal
unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit von einander
absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied 5
begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den andern trennt,
ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im
Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den
hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr er-
leidet. Bei den Töchtersprachen der Lateinischen, bei der Neu- 10
Griechischen und bei der Englischen, welche für die Möglichkeit der
Zusammensetzung einer Sprache aus sehr heterogenen Theilen eine
der lehrreichsten Erscheinungen und der dankbarsten Gegenstände
für die Sprachuntersuchung ist, läßt sich die Organisationsperiode
sogar geschichtlich verfolgen, und der Vollendungspunkt bis auf einen 15
gewissen Grad ausmitteln; die Griechische finden wir bei ihrem
ersten Erscheinen in einem, uns sonst bei keiner bekannten Grade
der Vollendung; aber sie betritt, von diesem Moment an, von Homer
bis auf die Alexandriner, eine Laufbahn fortschreitender Ausbildung;

20 die Römische sehen wir einige Jahrhunderte hindurch gleichsam ruhen,
ehe feinere und wissenschaftliche Cultur in ihr sichtbar zu werden
beginnt.

9. Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene
Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmäßiger
25 Behandlung die Vollendung desselben abhängt. Die Verschiedenheit
der Sprachen ist das Thema, welches aus der Erfahrung, und an der
Hand der Geschichte bearbeitet werden soll, und zwar in ihren Ur-
sachen und ihren Wirkungen, ihrem Verhältniß zu der Natur, zu
den Schicksalen und den Zwecken der Menschheit. (Die Sprachver-
30 schiedenheit tritt aber in doppelter Gestalt auf, einmal als natur-
historische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit
und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniß der unmittel-
baren Verbindung des Menschengeschlechts; dann als intellectu-
teleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel
35 einer reicheren Mannichfaltigkeit und größeren Eigenthümlichkeit
intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf gegenseitiges Ge-
fühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbin-
dung des gebildeten Theils des Menschengeschlechts.) Diese letzte
Erscheinung ist nur der neuern Zeit eigen, dem Alterthume war sie
244 bloß in der Verbindung der Griechischen und Römischen Literatur,
und da beide nicht zu gleicher Zeit blühten, auch so nur unvoll-
kommen bekannt.

10. Der Kürze wegen, will ich, mit Uebersetzung der kleinen
5 Unrichtigkeit, welche daraus entsteht, daß die Ausbildung auch auf
den schon feststehenden Organismus Einfluß hat, und daß dieser,
auch ehe er diesen Zustand erreichte, schon die Einwirkung jener
erfahren haben kann, die beiden beschriebenen Theile des vergleichenden
Sprachstudiums durch

10 die Untersuchung des Organismus der Sprachen, und
die Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung
bezeichnen.

28. zu der Natur] zu beziehen auf der Menschheit. Vgl. unten 244, 18.

Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfnis des Menschen zu reden, und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von be- 15
sonderen Anlagen und Schicksalen ab, und beruht großentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwicklungen. Die Zer- 20
gliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung; die Ergründung des Ganges der Ausbil- 25
dung, Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten; daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muss sich zwar mit sehr vielen verschieden- 30
artigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniss einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichenden Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und 35
welchen Theil der Gedankenwelt es ihm gelang in sie hinüber zu führen? wie die Individualität der Nationen darauf ein-, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn die Sprache, die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwicklung, und die einzelnen Nationen 40
sind die vier Gegenstände, welche die vergleichende Sprachforschung 245
in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat.

38—41. *Dem — Gegenstände*] Hier liegt eine Gliederung des sprachwissenschaftlichen Themas vor, wie sie nicht wiederkehrt: 1. *Sprache überhaupt* = das *allgemeine Vermögen* der Rede, 2. ihre *Zwecke* = *Bedürfnis* (oben Z. 14. Hier ergeben sich auch die anderwärts erwähnten Forderungen), 3. ihr Verhältnis zur *Entwicklung* der Menschheit, 4. die *einzelne* Sprache in ihrem besondern Bau und in ihrem Zusammenhang mit dem Nationalgeist.

2. *wechselseitigen*] ist pleonastisch, oder man muss unter *Zusammenhang* Wirkung denken.

11. Ich behalte alles, was den Organismus der Sprachen betrifft, einer ausführlichen Arbeit vor, die ich über die amerikanischen
 5 unternommen habe. Die Sprachen eines großen, von einer Menge von Völkerschaften bewohnten und durchstreiften Welttheils, von dem es sogar zweifelhaft ist, ob er jemals mit andern in Verbindung gestanden hat, bieten für diesen Theil der Sprachkunde einen vor-
 züglich günstigen Gegenstand dar. Man findet dort, wenn man bloß
 10 diejenigen zählt, über welche man ausführlichere Nachrichten besitzt, etwa dreißig noch so gut als ganz unbekannte Sprachen, die man als eben so viel neue Naturspecies ansehen kann, und an welche sich eine viel größere Anzahl anreihen lässt, von denen die Data unvollständiger sind. Es ist daher wichtig, diese sämtlich genau
 15 zu zergliedern. Denn was der allgemeinen Sprachkunde noch vorzüglich abgeht, ist, daß man nicht hinlänglich in die Kenntniß der einzelnen Sprachen eingedrungen ist, da doch sonst die Vergleichung noch so vieler nur wenig helfen kann. Man hat genug zu thun geglaubt, wenn man einzelne abweichende Eigenthümlichkeiten der
 20 Grammatik anmerkte, und mehr oder weniger zahlreiche Reihen von Wörtern mit einander verglich. Aber auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen, und man muss sie, als solches, be-
 25 handeln. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogien zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntniß der grammatischen Ideenverknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Be-
 30 zeichnung und des ihr beiwohnenden mehr oder minder lebendigen geistigen Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung, zu gewinnen. Aufser diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die vergleichende Sprachkunde andere einzelne Theile des Sprachbaues z. B. des Verbum durch alle Sprachen hindurch. Denn alle Fäden

28. *grammatischen Ideenverknüpfung*] wie durch die grammatischen, etymologischen und syntaktischen, Mittel die Vorstellungen verknüpft werden. Vgl. 241, 12.

24—27 *organisches — Analogien*] Vgl. Allg. Einl. Z. 74—76.

des Zusammenhangs sollen durch sie aufgesucht und verknüpft wer- 35
den, und es gehen von diesen einige, gleichsam in der Breite, durch
die gleichartigen Theile aller Sprachen, und andere, gleichsam in der
Länge, durch die verschiedenen Theile jeder Sprache. Die ersten
erhalten ihre Richtung durch die Gleichheit des Sprachbedürfnisses 246
und Sprachvermögens aller Nationen, die letzten durch die Individua-
lität jeder einzelnen. Durch diesen doppelten Zusammenhang erst
wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten das Men-
schengeschlecht, und in welcher Consequenz ein einzelnes Volk seine 5
Sprache bildet, und beide, die Sprache und der Sprachcharakter der
Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener in so
mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich der
Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenübergestellt erblickt.
Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem inneren 10
Bau nach, in Classen, wie etwa die Familien der Pflanzen, abtheilen
lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das
bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnet sein möchte,
ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmaßung. Die
Sprachkunde, von der hier die Rede ist, darf sich aber nur auf 15
Thatsachen, und ja nicht auf einseitig und unvollständig gesammelte
stützen. Auch zu der Beurtheilung der Abstammung der Nationen
von einander nach ihren Sprachen müssen die Grundsätze durch
eine noch immer mangelnde genaue Analyse solcher Sprachen und
Mundarten gefunden werden, deren Verwandtschaft anderweitig histo- 20
risch erwiesen ist. So lange man nicht auch in diesem Felde vom
Bekanntem zum Unbekanntem fortschreitet, befindet man sich auf
einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn.

12. Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in
ihrem Organismus untersuche, so entscheidet, wozu sie vermittelst 25
desselben werden können, erst ihr Gebrauch. Denn was der zweck-

35—9] Vgl. VI, 585.

38. *Die ersten*] die Fäden, welche durch alle Sprachen hindurchgehen.

2. *die letzten*] welche die Theile der einzelnen Sprachen verbinden.

6—7. *beide — Nationen*] Die Sprache überhaupt oder der Menschheit und der
Charakter der Sprache eines einzelnen Volkes. 7. *jener*] der Sprache überhaupt.

8. *diesen*] den Charakter der Nation und ihrer Sprache.

mäßige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin also liegt der Schlufsstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. Wenn man sie nicht bis dahin fortführt, nicht die Verschiedenheit des Organismus in der Absicht betrachtet, dadurch die Sprachfähigkeit in ihren höchsten und mannichfaltigsten Anwendungen zu ergründen, so bleibt die Kenntnifs einer großen Anzahl von Sprachen doch höchstens für die Ergründung des Sprachbaues überhaupt, und für einzelne historische Untersuchungen fruchtbar, und schreckt den Geist nicht mit Unrecht von dem Erlernen einer Menge von Formen und Schällen zurück, die am Ende doch immer zu demselben Ziel führen, und dasselbe, nur mit anderm Klange, bedeuten. Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch, behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefasste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man dieselbe dem allgemeinen Sprachstudium entgegensetzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird.

13. Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig ist? oder ob es Sprachformen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrschein-

38—10. *schreckt — wird*] Diese Bemerkung ist hier nicht am Platz. Der erste Teil 38—2 passt nicht zu dem, was über die Erforschung der Sprach-Organismen gesagt ist; und was im zweiten 2—10 gesagt ist, passt nicht zur Philologie. Vgl. die große Schrift S. 202.

16. *Das letztere*] vgl. Ueber d. Entst. gr. F. C. XIII. Ende.

lichste. (Die Sprache muss zwar, meiner vollsten Ueberzeugung nach, als unmittelbar in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewusstseins ist sie durchaus unerklärbar. Es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahr- 20 tausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstofs, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon 25 die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung nur mit Einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; 30 um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein. So wie man wähnt, daß dies allmählig und stufenweise, gleichsam un- zehlig, geschehen, durch einen Theil mehr erfundener Sprache der Mensch mehr Mensch werden, und durch diese Steigerung wieder mehr Sprache erfinden könne, verkennt man die Untrennbarkeit des 35 menschlichen Bewusstseins und der menschlichen Sprache, und die Natur der Verstandeshandlung, welche zum Begreifen eines einzigen Wortes erfordert wird, aber hernach hinreicht, die ganze Sprache zu fassen. Darum aber darf man sich die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie 248 der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könnte. Sie geht nothwendig aus ihm selbst hervor, und gewiß auch nur nach und nach, aber so, daß ihr Organismus nicht zwar als eine todte Masse im Dunkel der Seele liegt, aber als Gesetz die Functionen 5 der Denkkraft bedingt, und mithin das erste Wort schon die ganze Sprache antönt und voraussetzt.) Wenn sich daher dasjenige, wovon

17—20.] Das *zwar* erfordert ein *demungeachtet*. Zunächst aber folgt eine Parenthese, von *Es hilft nicht* (Z. 20) bis *vorhanden sein* (248, 30), worauf nun erst: *Der Instinct des Menschen aber*.

22. *Typus*] s. Einleitung zu §. 9 der großen Schrift.

23—248, 30.] vgl. oben §. 4.

es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen läßt, so kann man an den Naturinstinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen Vernunft nennen. So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären läßt, eben so wenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, daß ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau große Gedankenübung voraussetzen, und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte. Aus dem rohesten Naturstande kann eine solche Sprache, die selbst Produkt der Natur, aber der Natur der menschlichen Vernunft ist, hervorgehen. Consequenz, Gleichförmigkeit, auch bei verwickeltem Bau, ist überall Gepräge der Erzeugnisse der Natur, und die Schwierigkeit, sie hervorzubringen, ist nicht die hauptsächlichste. Die wahre der Spracherfindung liegt nicht sowohl in der Aneinanderreihung und Unterordnung einer Menge sich auf einander beziehender Verhältnisse, als vielmehr in der unergründlichen Tiefe der einfachen Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört. Ist dies geschehn, so folgt alles Uebrige von selbst, und es kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein. Der Instinkt des Menschen aber ist minder gebunden, und läßt dem Einflusse der Individualität Raum. Daher kann das Werk des Vernunftinstinkts zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen, da das Erzeugniß des thierischen eine stätigere Gleichförmigkeit bewahrt, und es widerspricht nicht dem Begriffen der Sprache, daß einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären. Die Erfahrung bei Uebersetzungen aus sehr verschiedenen Sprachen,

30. *Der Instinct des Menschen aber*] als intellectueller Instinct der Vernunft (Z. 10. 11). Das *aber* bezieht sich zwar formell auf den vorangehenden Satz, indessen, da dieser nur Wiederholung von 247, 17—20, sachlich auf letzteren.

33. *da*] = wogegen.

37—249, 7. *Die Erfahrung — begeistern*] Vgl. Ueber d. gr. F. c. II. die große Schr. S. 19 ff.

und bei dem Gebrauche der rohesten und ungebildetsten zur Unterweisung in den geheimnißvollsten Lehren einer geoffenbarten Religion zeigt zwar, daß sich, wenn auch mit großen Verschiedenheiten des Gelingens, in jeder jede Ideenreihe ausdrücken läßt. Dieß aber ist bloß eine Folge der allgemeinen Verwandtschaft aller und der Biegsamkeit der Begriffe und ihrer Zeichen. Für die Sprachen selbst und ihren Einfluß auf die Nationen beweist nur was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern.

14. Den Gründen der Unvollkommenheit einiger Sprachen mag die historische Prüfung im Einzelnen nachforschen. Dagegen muß ich hier eine andere Frage anknüpfen: ob nämlich irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgegangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, daß eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen dieß wahrscheinlich. Das durch die ganze Sprache herrschende Prinzip ist Artikulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung; diese aber setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus. Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muß auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimniß, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muß,

25—27. Nun aber — Silbengruppe] sie bilden vielsilbige Wörter (Silbengruppen), in denen sie viele Bestimmungen einer Vorstellung ausdrücken.

ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird in Gedanken hiezu verstanden, oder durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff, gegeben. Auf der zweiten großen Stufe des Fortschreitens weicht
 35 die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie
 250 durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als der Begriff überhaupt
 5 gedacht, Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Falle des Bedürfnisses auf. Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche
 10 aber insofern, daß auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet werde, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren
 15 der ursprünglichen Silben-Agglutination an sich tragen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort, als mit seiner Modification zusammengesetzt, nicht als in seiner Einfachheit modificirt erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente, und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden, mit
 20 der jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt. Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch verfolgt auch eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen,
 25 trägt dieß in die Sprache über und wird nachher wieder von ihr, da

249, 34 — 250, 9.] Beispiele zu all dem oben bemerkten werden in der folgenden Abh. gegeben, wo das in diesem §. über drei Sprach-Stufen Gesagte weiter ausgeführt wird. 16. 17.] vgl. unten 251, 28. 29.

der lebendige Begriff doch in ihr zum Körper erstarrt, überwältigt. Dieß nun auf das wahre Maafs zurückzuführen und die Kraft des materiell Bedeutenden zu mindern, ist Kreuzung der Nationen und Sprachen durch einander ein höchst wirksames Mittel. Eine neue Vorstellungsweise gesellt sich zu der bisherigen; die sich vermischen- 30 den Stämme kennen gegenseitig nicht die einzelne Zusammensetzung der Wörter ihrer Mundarten, sondern nehmen sie blofs als Formeln im Ganzen auf, das Unbequemere und Schwerfälligere weicht, bei der Möglichkeit der Wahl, dem Leichterem und Fügsameren, und da Geist und Sprache nicht mehr so einseitig verwachsen sind, so übt 35 jener eine freiere Gewalt über diese aus. Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerem und mannigfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme . 251 der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.

15. Auf die eben berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich 5 vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht blofs dem Grade nach gemessen werden kann, läßt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniß zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? ob nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand, 10 der aber mit Geschicklichkeit und Glück benutzt werden kann, oder als ein nothwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets? Denn zu diesem neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniß zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer 15 Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide dieß schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprachen nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte und entscheidende 20 Wichtigkeit.

16. Am sichersten wird dieß beurtheilt an der Vergleichung des einfachen Worts mit dem einfachen Begriff. Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nämlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andere durch Ein Wort ausdrückt; — nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer bloßen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification angehende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe. Das Gesetz der Gliederung leidet nothwendig, wenn dasjenige was sich im Begriff als Einheit darstellt, nicht eben so im Ausdruck erscheint, und die ganze lebendige Wirklichkeit des Worts als Individuum, fällt für den Begriff weg, dem es an einem solchen Ausdrucke fehlt. Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten. Denn wie die Stärke der Reflection Trennung und Individualisirung der Töne durch Artikulation hervorbringt, so muss diese wieder trennend und individualisirend auf den Gedankensstoff zurückwirken und es ihm möglich machen, vom Ungeschiedenen ausgehend und zum Ungeschiedenen, der absoluten Einheit, hinstrebend, diesen Weg durch Trennung zurückzulegen.

17. Das Denken ist aber nicht bloß abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad, auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es läßt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen, ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch bloße Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung

28. 29.] vgl. 250, 16. 17. 33. *Individuum*] unten 253, 4.

17. *Empfindung*] bedeutet bei H. nicht die Tätigkeit des Sinnes-Organes, sondern das subjective Gefühl. §. 17.] Vgl. d. gr. Schrift S. 109.

zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen ein- 20 zeln allgemeinen Zeichen für das Auge, oder das Ohr zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dass man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es läßt sich zwar allerdings ein 25 solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexicalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen 30 einer besondern Sprache getrennt werden können. Dagegen giebt es eine weit größere Menge von Begriffen und auch grammatischen Eigenheiten, die so unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, daß sie weder am bloßen Faden der innern Wahrnehmung zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in 35 eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelnder Abhängigkeit 253 von ihr, daß ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann.

18. Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen 5 hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit andern Wörtern ähnlicher Bedeutung, dem meistens in ihm zugleich enthaltenen Ueber- gangsbegriff zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es 10 aneignet, und seinen Nebenbeziehungen auf die Wahrnehmung oder Empfindung, entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisirung

21. *einzelnen*] sc. Sprachen. 35. *allen*] sc. Sprachen.

4. *Individuum*] oben 251, 33. 6. *dasselbe*] das Wort.

des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu. Denn
 15 an jedes irgend bedeutendere Wort knüpfen sich die nach und nach
 durch dasselbe angeregten Empfindungen, die gelegentlich hervor-
 gebrachten Anschauungen und Vorstellungen, und verschiedene Wörter
 zusammen bleiben sich auch in den Verhältnissen der Grade gleich,
 in welchen sie einwirken. So wie ein Wort ein Object zur Vor-
 20 stellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich
 seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und
 die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben
 so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch
 die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der
 25 Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der Sprache bestimmt
 wird. Das Object, dessen Erscheinung im Gemüth immer ein durch
 die Sprache individualisirter, stets gleichmäsig wiederkehrender Ein-
 druck begleitet, wird auch in sich auf eine dadurch modificirte Art
 vorgestellt. Im Einzelnen ist dieß wenig bemerkbar; aber die Macht
 30 der Wirkung im Ganzen liegt in der Gleichmäsigkeit und bestän-
 digen Wiederkehr des Eindrucks. Denn indem sich der Charakter
 der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken
 heftet, erhält die ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm her-
 rührende Farbe.

35 19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniß des einzelnen
 Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in
 dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da
 254 gewesenen Geschlechtern. Dadurch daß sich in ihr die Vorstellungs-
 weise aller Alter, Geschlechter, Stände, Charakter- und Geistesver-
 schiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang
 von Wörtern und Sprachen, verschiedener Nationen, endlich bei zu-
 30 nehmender Gemeinschaft, des ganzen Menschengeschlechts mischt,
 läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Uebergangs-
 punkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer be-

21 u. 25. *Natur*] bedeutet hier die oben Z. 3—12 angegebenen Momente für die Bedeutung d. h. Wirksamkeit des Wortes. Davon abgesehen gilt das Obj. nichts 26—29.

2. *Geschlechter*] in der ersten Ausgabe hier und Z. 30 u. 256, 2 ohne r.

schränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein. Erfindung nie vorher vernommener Lautzeichen läßt sich nur bei dem, über alle menschliche Erfahrung hinausgehenden Ursprung 10 der Sprachen denken. Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat, bildet er seine Sprache an sie an und baut nach der durch sie gegebenen Analogie seine Mundart aus. Dieß liegt in dem Bedürfnis, sich verständlich zu machen, in dem durchgängigen Zusammenhange aller Theile und Elemente jeder Sprache 15 und aller Sprachen unter einander und in der Einerleiheit des Sprachvermögens. Es ist auch selbst für die grammatische Spracherklärung wichtig, fest im Auge zu behalten, daß die Stämme, welche die auf uns gekommenen Sprachen bildeten, nicht leicht zu erfinden, aber da, wo sie selbstthätig wirkten, das von ihnen Vorgefundene zu ver- 20 theilen und anzuwenden hatten. Von vielen feinen Nuancen grammatischer Formen läßt sich nur dadurch Rechenschaft geben. Man würde schwerlich verschiedene Bezeichnungen für sie erfunden haben; dagegen war es natürlich, die schon vorhandenen verschiedenen nicht gleichgültig zu gebrauchen. Die Hauptelemente der Sprache, die 25 Wörter, sind es vorzüglich, die von Nation zu Nation überwandern. Den grammatischen Formen wird dieß schwerer, da sie, von feinerer intellectueller Natur, mehr in dem Verstande ihren Sitz haben, als materiell und sich selbst erklärend an den Lauten haften. Zwischen den ewig wechselnden Geschlechtern der Menschen, und der Welt 30 der darzustellenden Objecte stehen daher eine unendliche Anzahl von Wörtern, die man, wenn sie auch ursprünglich nach Gesetzen der Freiheit erzeugt sind, und immerfort auf diese Weise gebraucht werden, eben sowohl, als die Menschen und Objecte, als selbstständige, nur geschichtlich erklärbare, nach und nach durch die vereinte Kraft 35 der Natur, der Menschen und Ereignisse entstandene Wesen ansehen kann. Ihre Reihe erstreckt sich so weit in das Dunkel der Vorwelt hinaus, daß sich der Anfang nicht mehr bestimmen läßt; ihre Ver-

30 f.] vgl. d. gr. Schr. 58, 23—28. Anders unten 255, 23—28.

34—39.] Einl. Z. 9—11. §. 7. Nach unserer Stelle ist auch oben 244, 17—19 zu modificiren.

36. *der Natur*] sc. *der Objecte*. Vgl. unten 255, 11.

255 zweigung umfaßt das ganze Menschengeschlecht, so weit je Verbindung unter demselben gewesen ist; ihr Fortwirken und ihre Fortzeugung könnte nur dann einen Endpunkt finden, wenn alle jetzt lebende Geschlechter vertilgt und alle Fäden der Ueberlieferung auf
5 einmal abgeschnitten würden. Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie
10 zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die Kraft, mit der alles
15 einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

20 20. Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu be-
25 arbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder
30 besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloß so viel deutlich wird, daß die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht.

Diefs ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andern durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjectiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen, als objectiv, gegenüber. Denn jede ist ein Anklang der allgemeinen Natur des Menschen, und wenn zwar auch der Inbegriff aller zu keiner Zeit ein vollständiger Abdruck der Subjectivität der Menschheit werden kann, nähern sich die Sprachen doch immerfort diesem Ziele. Die Subjectivität der ganzen Menschheit wird aber wieder in sich zu etwas Objectivem. Die ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntniß der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung einer Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden.

21. Vergleicht man in mehreren Sprachen die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anders enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger und mehr, andere und andere Bestimmungen. Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleich-

5—9] sagt aus, weswegen die Sprache als etwas Objectives gelten kann, während sie doch subjectiv ist und bleibt.

10—13. *Die ursprüngliche — wiedergewonnen*] Dieser Satz lässt mehrere Deutungen zu, deren keine ich sicher zu begründen wüsste.

23—26. *Alle — Bestimmungen*] Die Naturwesen und die abstracten Bestimmungen bilden das zu bezeichnende Gebiet. Jeder Name eines Naturwesens bezeichnet eine Art; die Sprachen sondern aber die Arten in verschiedener Rücksicht, heben an denselben verschiedene Merkmale heraus, und haben überhaupt verschiedene Qualitäten erfasst.

bedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken, so geht ihre
 30 Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft. Eine große Menge von Wörtern entspringt
 35 aber aus der Verbindung sinnlicher und unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener, und alle diese theilen daher das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren, wenn auch das der ersteren sollte im Laufe der Zeit
 257 erloschen sein. Denn da die Sprache zugleich Abbild und Zeichen, nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugniß der Willkühr der Redenden ist, so tragen alle besonderen in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften,
 5 aber die jedesmalige Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, außer ihrer eigenen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüth kann, vermöge der Kraft der Abstraction, zu dem letzteren
 10 gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache
 15 als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer

28—29. *da sie — ausdrücken*] wie die Etymologie beweist. Vgl. oben 253, 26—29.

33—34. *Eine große — Ausdrücke*] Viele Wörter haben sinnliche und unsinnliche Bedeutung.

35. *jener*] sc. der sinnlichen Bedeutung.

37. *letzteren*] der unsinnlichen, *ersteren* der sinnlichen Bedeutung.

3. *besonderen*] sc. Sprachen.

4. *der ersteren dieser Eigenschaften*] sc. Abbild der Gegenstände zu sein.

8. *letzteren*] sc. zum Zeichen.

trennen, als er es in der Wirklichkeit sein kann, so läßt sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens 20 in seinen natürlichen Verhältnissen. Denn der freie Umgang löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüths gefesselt halten könnten. Der wissenschaftliche Gebrauch, im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaften der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfah- 25 rungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniß, welche die ungetheilten Kräfte des Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniß aber fließt gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den 30 Mittelpunkt der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniß angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigene Schuld sie nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann. In diesem Gebiet 35 ist der eigentliche Sitz der Beredsamkeit, wenn man nämlich darunter in der weitumfassendsten und nicht gerade gewöhnlichen Bedeutung, die Behandlung der Sprache insofern versteht, als sie entweder von selbst wesentlich auf die Darstellung der Objecte einwirkt, oder ab- 258 sichtlich dazu gebraucht wird. In dieser letzteren Art kann die Beredsamkeit auch, mit Recht oder Unrecht, in den wissenschaftlichen und den Geschäftsgebrauch übergehen. Der wissenschaftliche Gebrauch der Sprache muß wiederum von dem conventionellen geschieden werden. Beide gehören insofern in Eine Klasse, als sie, 5 die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbstständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen. Aber der wissenschaftliche Gebrauch thut dies auf dem Felde, wo es statt- 472 haft ist, und bewirkt es, indem er jede Subjectivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüth ganz objectiv zu 10

38—40 *insofern — wird*] insofern die Sprache in der Darstellung als eigenthümliche Macht auftritt. Vgl. 258, e.

stimmen versucht, und der ruhige und vernünftige Geschäftsgebrauch folgt ihm hierin nach; der conventionelle Gebrauch versetzt diese Behandlung der Sprachen auf ein Feld, das der Freiheit der Empfänglichkeit bedürfte, drängt dem Ausdruck eine nach Grad und
 15 Farbe bestimmte Subjectivität auf, und versucht es, das Gemüth in die gleiche zu versetzen. So geht er hernach auf das Gebiet des rednerischen über, und bringt entartete Beredsamkeit und Dichtung hervor. Es giebt Nationen, welche, nach der Individualität ihres Charakters, den einen oder andern dieser falschen Wege einschlagen,
 20 oder diesen richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, daß ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunkt des Organismus einer Mundart eintritt, so ent-
 25 stehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären.

22. Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd sein. In
 30 ihm liegt der erste Keim zur folgenden Ausbildung, und die beiden im Vorigen geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der
 35 gebildeten muß die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluß ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden.

259 23. Es ist hier nur meine Absicht gewesen, das Feld der vergleichenden Sprachuntersuchungen im Ganzen zu überschlagen, ihr Ziel festzustellen und zu zeigen, daß, um es zu erreichen, der Ursprung und die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden

30. der Grad der Ideenerzeugung] vgl. oben 244, 36.

mufs. Nur auf diesem Wege können diese Forschungen dahin führen, 5
 die Sprachen immer weniger als willkürliche Zeichen anzusehen und
 auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der
 Eigenthümlichkeit ihres Baues Hilfsmittel zur Erforschung und Er-
 kennung der Wahrheit, und Bildung der Gesinnung und des Charak-
 ters aufzusuchen. Denn wenn in den zu höherer Ausbildung gediehenen 10
 Sprachen eigene Weltansichten liegen, so mufs es ein Verhältniss
 dieser nicht nur zu einander, sondern auch zur Totalität aller denk-
 baren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren
 der Menschen selbst, oder um einen einfacheren Gegenstand zur Ver-
 gleichung zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, 15
 in welchen sich Totalität aufsuchen und ein geschlossener Kreis
 bilden läfst, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller
 Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal von Einer bestimmten
 Seite darstellt. Dass dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge
 rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wännen, und man 20
 würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter-
 und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein
 die Anlagen und nur nicht rein durchgeführten Richtungen sind vor-
 handen, und es läfst sich weder bei Menschen und Nationen, noch
 bei Sprachen eine Charakterbildung (die nicht Unterwerfung der 25
 Aeufserungen unter ein Gesetz, sondern Annäherung des Wesens an ein
 Ideal ist) denken, als wenn man sich auf einer Bahn begriffen ansieht,
 deren, durch die Vorstellung des Ideals gegebene Richtung bestimmte

13—29. *Charakteren der Menschen*] Vgl. IV, 5 f.: *Die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung, aufzeigt . . . zeichnet dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vor, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegen zu eilen. Dieses Ziel, der Mittelpunkt solcher Charakteristik, ist: Die Bildung des Menschen.* Man vergleiche zu den Ausdrücken *Bahnen* u. *Mittelpunkt* oben Z. 27 u. folg. Abh. 402, 2.

16. So gibt (Ueber die männliche und weibliche Form I. 215 ff.) der männliche und der weibliche Geschlechtscharakter zusammen das Ideal der Menschheit; und die Venus, Diana und Juno stellen die Ideale der weiblichen Schönheit in ihren drei Charakteren dar.

16—29. Selbst das nur gedachte Ideal enthält nicht den ganzen Inbegriff einer Gattung, sondern nur eine Seite derselben; das wirkliche Individuum aber hat seinen Charakter darin, dass es einem Ideal, also der Idee der Gattung in einer Richtung, nachstrebt.

25—27. *Charakterbildung*] vgl. Einl. zu §. 3 der großen Schrift.

andere, erst alle Seiten desselben erschöpfende voraussetzt. Der
30 Zustand der Nationen, auf welchem dies in ihren Sprachen Anwendung
finden kann, ist der höchste und letzte, zu welchem Verschieden-
heit der Völkerstämme führen kann; er setzt verhältnißmäßig große
Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich
zu ihrer Vollendung zu erheben. Ihm zum Grunde liegt der niedrigste,
35 von dem wir ausgingen, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung
und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die
Sprachen ihren Ursprung schuldig sind; dieser setzt viele und kleine
260 Menschenmassen voraus, weil das Entstehen der Sprachen in diesen
leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfließen müssen,
wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen. In beiden vereinigt
sich, was in der ganzen Oeconomie des Menschengeschlechts auf
5 Erden gefunden wird, daß der Ursprung in Naturnothwendigkeit und
physischem Bedürfnis liegt, aber in der fortschreitenden Entwicklung
beide den höchsten geistigen Zwecken dienen.)

5. *Naturnothwendigkeit*] d. h. aus der Natur des menschlichen Geistes notwendig hervorgehend.

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 17. Januar 1822.

Einleitung des Herausgebers.

Eine kurze Inhaltsangabe dieser Abh. besitzen wir von Humboldt selbst in §. 14 der vorstehenden Abhandlung. Daneben und neben den Anmerkungen mögen sich folgende kurze Angaben noch förderlich erweisen.

C. I. stellt das Thema dar: 1. wie entsteht diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse, welche eine Form zu heißen verdient, in einer Sprache, welche solche besitzt. Es wird also vorausgesetzt, dass es auch eine Bezeichnungsart gebe, welche nicht so zu heißen verdiene, und dass es Sprachen gebe, welche nur diese letztere, aber keine Form, kennen. 2. inwiefern ist es für das Denken und die geistige Entwicklung des Volkes wichtig, ob seine Sprache die grammatischen Verhältnisse durch wirkliche Formen oder durch andre Mittel bezeichnet.

Hieran knüpfte H. zwei Punkte: den ersten werden wir in der Einl. zu §§. 2. 3. der großen Schrift besprechen; der andre ist das Bedenken, ob die Voraussetzung, dass nicht jede Sprache grammatische Formen besitze, zulässig sei. Dieses Bedenken muss sogleich erledigt werden.

C. II. u. III. Dazu sind zwei herrschende Misverständnisse zu beseitigen. So ergibt sich, dass

C. IV. es Sprachen gibt, welche eine Grammatik ohne wahre grammatische Formen besitzen;

C. V. u. VI. und solche Sprachen geben keinen vollen und bestimmten Ausdruck des Gedankens.

C. VII. So erscheint eine Kluft zwischen den unvollkommneren und den vollkommneren Sprachen, denen ohne echte Formen und denen mit solchen. Diese scheint freilich bei näherem Eingehen auf beide Sprachclassen zu schwinden; denn auch jene Sprachen haben ihren Reichtum, und auch diese haben von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren davon noch in sich.

C. VIII. IX. Denn alle Sprachen haben mit Anfügung begonnen, und diese geht auch in den unvollkommenen Sprachen öfter in Beugung über.

C. X. Alles dies zugegeben, und obwohl die Formen nur durch historische Prozesse aus Anfügung entstehen, bleibt dennoch der Unterschied zwischen den Formen der einen und den Analoga von Formen der andren Sprachen bestehen.

C. XI. Derselbe Unterschied erstreckt sich auch auf die grammatischen Hilfsörter.

C. XII. Das Zusammenwirken von Formen und Hilfsörtern.

C. XIII. Es gibt also eine historische Stufenfolge grammatischer Bezeichnung.

C. XIV. Der Gedanke verlangt echte Formen.

C. XV. Bedenken aus dem Dasein der chinesischen und ägyptischen Cultur gegen das Behauptete werden erledigt.

Der hier behandelte Gegenstand ist zu wichtig, als dass ich nicht zwei Bemerkungen hinzufügen müsste, welche über die Vorlage hinausgehen.

Erstens: Wie oft sich auch die Sprachforscher, welche agglutinirende und flectirende Sprachen als zwei Sprach-Classen unterschieden, auf unsre Abhandlung berufen haben, so ist es immer mit Unrecht geschehen, wie aus dem Satze H.s, den ich zu S. 421, 32—36. dieser Abh. mitgetheilt habe, am klarsten hervorgeht, aber auch 402, 16—26. 418, 15—20. deutlich wird.

Zweitens: Wenn ich nach H. einen *absoluten* Unterschied zwischen Sprachen mit echten und solchen ohne echte Formen aufgestellt habe, so war ich mir bewusst, und habe es ausführlich dargelegt, dass H. so entschieden nicht spricht, sondern lavirt, wie namentlich 427, 20—24; und selbst in jener entscheidenden Stelle (Anm. 421, 32—36) heißt es: *ein wahrer und wesentlicher, aber stufenartiger Unterschied*. Ich könnte mich damit zufrieden geben; denn der Unterschied zwischen Reptilien und Vögeln ist auch wahr und wesentlich und doch stufenartig.

Zur Kritik H.s aber nur die eine Bemerkung. Wenn H. die Frage stellt, ob die *Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse* in einer Sprache Formen oder bloß Analoga von Formen enthält (c. I): so hätte er, tiefer gehend, fragen sollen, ob eine Sprache, noch ganz abgesehen von der Bezeichnungsart, echte grammatische Verhältnisse erfasst und dann auch bezeichnet hat, oder ob sie dieselben gar nicht erfasst, also auch nicht bezeichnet hat. Dass H. zu dieser tiefern Frage später wirklich gekommen ist, wird die Einl. zu §. 11 der großen Schrift zeigen.

401
C. I.

Indem ich versuchen werde, den Ursprung der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung zu schildern, ist es nicht meine Absicht, die einzelnen Gattungen derselben durch-

2. *Ideenentwicklung*] das Denken. In dieser Abhandlung ist *Idee* = Vorstellung.

3. *Gattungen*] grammatische Kategorien wie Verbum u. s. w.

zugehen. Ich werde mich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt beschränken, um die doppelte Frage zu beantworten:

„wie in einer Sprache diejenige Bezeichnungsart grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heißen „verdient?“ und

„inwiefern es für das Denken und die Ideenentwicklung „wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen, „oder durch andere Mittel bezeichnet werden?“

Da hier von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar.

Nur muß man sich wohl hüten, einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen, und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der National-eigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprachen der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, läßt sich ein vollkommen gleichmäßiger, und gewissermaßen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwicklung anweisen.

Die Sprache, in ihrer größesten Ausdehnung genommen, kennt aber einen letzten Mittelpunkt im Menschengeschlecht überhaupt, und wenn man von der Frage ausgeht: in welchem Grad der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat? so giebt es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andere, gleich feste bestimmen lassen. Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn kann man

12—14.] Dieser Schluss beruht auf der Voraussetzung, dass es nur eine Grammatik und ein Werden derselben gebe. Gleich darauf aber folgt „Nur“, das durch die Abh. entwickelt werden soll.

2. *Mittelpunkt*] vgl. vor. Abh. 259, 13—29.

mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den
10 Sprachen reden.

Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt, und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede seyn soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwicklung, und der Bestimmung der untersten Stufen
15 der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen.

Es wird aber zunächst sonderbar scheinen, dafs nur der Zweifel erregt wird, als besäße nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmäfsigkeit, Vollständigkeit, Klarheit
20 und Kürze dieser Formen wird man Verschiedenheiten unter den Sprachen aufsuchen. Man wird sich noch auferdem darauf berufen, dafs gerade die Sprachen der Wilden, namentlich die Amerikanischen, vorzüglich zahlreiche, planmäfsig und künstlich gebildete aufweisen. Alles dies ist vollkommen wahr; es fragt sich nur, ob diese Formen
25 auch wahrhaft als Formen anzusehen sind, und es kommt daher auf den Begriff an, den man mit diesem Worte verbindet. Um dies vollkommen deutlich zu machen, mufs man zuvörderst zwei Mißverständnisse aus dem Wege räumen, die hier sehr leicht entstehen können.

C. II. Wenn man von den Vorzügen und Mängeln einer Sprache redet,
30 so darf man nicht das zum Maßstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschließend durch sie gebildeter Kopf, in ihr auszudrücken im Stande wäre. Jede Sprache ist, trotz ihres mächtigen und lebendigen Einflusses auf den Geist, doch auch zugleich ein todtes und leidendes Werkzeug, und alle tragen eine Anlage nicht blofs zum richtigen,
35 sondern selbst zum vollendetsten Gebrauche in sich. Wenn nun derjenige, welcher seine Bildung in andern Sprachen erlangt hat, irgend
403 eine minder vollkommene studirt, und sich ihrer bemeistert, so kann

14. *Ideenentwicklung*] Bildung von Gedanken, wie 401, 2. 403, 22. So auch in der Ueberschrift dieser Abhandlung. Vgl. vorige Abh. 241, 12—13.

14. 15. *untersten Stufen der Sprachvollkommenheit*] des Notwendigsten, was eine Sprache, der wir echte grammatische Formen zuschreiben sollen, haben muss. In der großen Schrift S. 181, 4: *der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung*.

27. *zwei Mißverständnisse*] Das erste wird c. II., das zweite c. III. dargelegt.

35. *Gebrauche*] vgl. Ueber d. vergl. Sprachst. §. 12.

er, vermittelt derselben, eine ihr an und für sich fremde Wirkung hervorbringen, und es wird dadurch in sie eine ganz andere Ansicht hinübergetragen, als welche die allein unter ihrem Einflusse stehende Nation von ihr hegt. Auf der einen Seite wird die Sprache ein wenig aus ihrem Kreise herausgerissen; auf der andern wird, da alles Verstehen aus Objectivem und Subjectivem zusammengesetzt ist, etwas anderes in sie hineingelegt; und so ist kaum zu sagen, was nicht in ihr, und durch sie erzeugt werden könnte.

Sieht man bloß auf dasjenige, was sich in einer Sprache ausdrücken läßt, so wäre es nicht zu verwundern, wenn man dahin geriethe, alle Sprachen im Wesentlichen ungefähr gleich an Vorzügen und Mängeln zu erklären. Die grammatischen Verhältnisse insbesondere hängen durchaus von der Absicht ab, die man damit verbindet. Sie kleben weniger den Worten an, als sie von dem Hörenden und Sprechenden hineingedacht werden. Da, ohne ihre Bezeichnung, keine Rede, und kein Verstehen denkbar sind, so muß jede noch so rohe Sprache gewisse Bezeichnungsarten für sie besitzen, und diese mögen nun noch so dürftig, noch so seltsam, vorzüglich aber noch so stoffartig seyn, als sie wollen, so wird der einmal durch vollkommene Sprachen gebildete Verstand sich ihrer immer mit Erfolg zu bedienen, und alle Beziehungen der Ideen mit denselben genügend anzudeuten verstehen. Die Grammatik läßt sich in eine Sprache viel leichter hineindenken, als eine große Erweiterung und Verfeinerung der Wortbedeutungen; und so muß man nicht überrascht werden, wenn man in den Darstellungen ganz roher und ungebildeter Sprachen die Namen aller Formen der höchstgebildeten antrifft. Die Andeutungen zu allen sind wirklich vorhanden, da die Sprache dem Menschen immer ganz, nie stückweise beiwohnt, und der feinere Unterschied, ob und inwiefern diese Bezeichnungsarten grammatischer Verhältnisse nun wirkliche Formen sind, und als solche auf die Ideenentwicklung der Eingebornen einwirken, wird leicht übersehen.

Dennoch ist dies gerade der Punkt, auf den es ankommt. Nicht, was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern das,

30 wozu sie aus eigener, innerer Kraft anfeuert und begeistert, entscheidet
 404 über ihre Vorzüge, oder Mängel. Ihr Maßstab ist die Klarheit,
 Bestimmtheit und Regsamkeit der Ideen, die sie in der Nation weckt,
 welcher sie angehört, durch deren Geist sie gebildet ist, und auf die sie
 wiederum bildend zurückgewirkt hat. Verläßt man aber diesen ihren
 5 Einfluß auf die Entwicklung der Ideen und die Erregung der Empfin-
 dungen; will man prüfen, was sie als Werkzeug überhaupt hervor-
 zubringen und zu leisten vermöchte: so geräth man auf einen Boden,
 der keiner Begrenzung mehr fähig ist, da der bestimmte Begriff des
 Geistes fehlt, der sich ihrer bedienen soll, alles durch Rede Gewirkte
 10 aber immer ein zusammengesetztes Erzeugniß des Geistes und der
 Sprache ist. Jede Sprache muß in dem Sinne aufgefaßt werden, in
 dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden.

Auch wenn die Sprache keine ächten grammatischen Formen
 besitzt, kann, da es ihr doch niemals an anderen Bezeichnungsarten
 15 der grammatischen Verhältnisse mangelt, nicht nur die Rede, als
 materielles Erzeugniß, recht gut bestehen, sondern es kann auch
 vielleicht jede Gattung der Rede in solche Sprache übertragen, und
 in ihnen gebildet werden. Dies letztere ist aber nur die Frucht
 einer fremden Kraft, die sich einer unvollkommneren Sprache in
 20 dem Sinn einer vollkommneren bedient.

Darum, daß sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache
 alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht
 auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie
 die hochgebildeten Sprachen kennen. Der zwar feine, aber doch sehr
 25 fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniß und der
 formalen Einwirkung. Dies wird die Folge dieser Untersuchung
 deutlicher darstellen. Hier war es genug, abzusondern, was eine be-
 liebige angenommene Kraft mit einer Sprache hervorzubringen, und
 was sie selbst durch stetigen und habituellen Einfluß auf die Ideen

35. *anfeuert und begeistert*] vgl. Ueber d. Sprst. 240, 27—32., 249, 7. Die gr. Schrift 21, 7

25. *materiellen Erzeugniß[s]*] vgl. Z. 16. *und*] sc. im Gegenteil. Sinn: Der Unterschied liegt darin, dass nur letztere Sprachen das formale Denken fördern, während die niedrigeren bloß eine sachliche Mitteilung bieten. Vgl. unten S. 407, 11. 408, 30—32. 410, 27 ff.

und ihre Entwicklung zu wirken vermag, und dadurch das erste hier 30
zu befürchtende Mißverständniß zu heben.

Das zweite entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der C. III.
andern. Da man nemlich gewöhnlich zu dem Studium einer un-
bekannten Sprache von dem Gesichtspunkt einer bekannteren, der
Muttersprache, oder der Lateinischen, hinzugeht, so sucht man auf, 35
wie die grammatischen Verhältnisse dieser in der fremden bezeichnet 405
zu werden pflegen, und benennt nun die dazu gebrauchten Wort-
beugungen oder Stellungen geradezu mit dem Namen der grammati-
schen Form, die in jener Sprache, oder auch nach allgemeinen Sprach-
gesetzen dazu dient. Sehr häufig sind diese Formen aber gar nicht 5
in der Sprache vorhanden, sondern werden durch andere ersetzt und
umschrieben. Man muß daher, um diesen Fehler zu vermeiden,
jede Sprache dergestalt in ihrer Eigenthümlichkeit studiren, daß man
durch genaue Zergliederung ihrer Theile erkennt, durch welche be-
stimmte Form sie, ihrem Baue nach, jedes grammatische Verhältniß 10
bezeichnet.

Die Amerikanischen Sprachen liefern häufige Beispiele solcher
irrigen Vorstellungen, und das Wichtigste, was man bei Umarbeitungen
der Spanischen und Portugiesischen Sprachlehren derselben zu thun
hat, ist, die schiefen Ansichten dieser Art wegzuräumen, und den 15
ursprünglichen Bau dieser Sprachen sich rein vor Augen zu stellen.

Einige Beispiele werden dies besser ins Licht setzen. In der
Karaiben-Sprache wird *aveiridaco* als die 2. pers. sing. imperf. con-
junct. wenn du wärest angegeben. Zergliedert man aber das Wort
genauer, so ist *veiri* seyn, *a* das Pron. 2 pers. sing. das sich auch 20
mit Substantiven verbindet, und *daco* eine Partikel, welche Zeit an-
zeigt. Es mag sogar, obgleich ich es in den Wörterbüchern nicht
so aufgeführt finde, einen bestimmten Zeittheil bedeuten. Denn
oruacono daco heißt am dritten Tage. Die wörtliche Uebersetzung
jener Bedeutung ist also: am Tag deines Seyns, und durch diese 25
Umschreibung wird die in dem Coniunctiv liegende hypothetische
Annahme ausgedrückt. Was hier Coniunctiv genannt wird, ist also

ein Verbalnomen mit einer Präposition verbunden, oder wenn man es einer Verbalform annähernd ausdrücken will, ein Ablativ des Infinitivs, oder das lateinische Gerundium in *do*. Auf dieselbe Weise wird der Conjunctiv in mehreren Amerikanischen Sprachen angedeutet.

In der Lule-Sprache wird ein part. pass. angegeben, z. B. *a-le-ti-pan*, aus Erde gemacht. Wörtlich aber heißt diese Sylbenverbindung: Erde aus sie machen (3. pers. plur. praes. von *tic*, ich mache).

Auch der Begriff des Infinitivs, wie ihn die Griechen und Römer kannten, wird den meisten, wenn nicht allen Amerikanischen Sprachen nur durch Verwechslung mit anderen Formen zugeschrieben. Der Infinitivus der Brasilianischen Sprache ist ein vollkommenes Substantivum; *iuca* ist morden und Mord; *caru*, essen und Speise. Ich will essen heißt entweder *che caru ai-pota*, wörtlich: mein Essen ich will, oder mit dem Verbum einverleibtem Accusativ *ai-caru-pota*. Nur darin behält diese Wortstellung die Verbalnatur bei, daß sie andere Substantiva im Accusativ regiert. Im Mexikanischen ist dieselbe Einverleibung des Infinitivs, als eines Accusativs, in das ihn regierende Verbum. Allein der Infinitivus wird durch diejenige Person des Futurum vertreten, von der die Rede ist, *ni-tlaçotlaz-nequia*, ich wollte lieben, wörtlich: ich, ich werde lieben, wollte. *Ninequia* heißt ich wollte, und indem dies die 1. pers. sing. fut. *tlaçotlaz*, ich werde lieben, in sich aufnimmt, wird aus der ganzen Phrase ein Wort. Dasselbe Futurum kann aber auch dem regierenden Verbum, als ein eignes Wort, nachstehen, und wird dann nur, wie im Mexikanischen überhaupt geschieht, im Verbum durch ein eingeschobenes Pronomen, *e*, angedeutet; *ni-c-nequia tlaçotlaz*, ich das wollte [nehmlich:] ich werde lieben. Die gleiche doppelte Stellung zum Verbum ist auch den Substantiven eigen. Die Mexikanische Sprache verbindet also im Infinitivus den Begriff des Futurum mit dem des Substantivs, und giebt jenen durch die Beugung, diesen durch die Construction an. In der Lule-Sprache läßt man die beiden Verba, von denen das eine den Infinitivus regiert, bloß als zwei *verba finita* unmittelbar auf einander folgen; *caic-tucuec*, ich zu essen pflege, aber

wörtlich: ich esse, ich pflege. Selbst im Alt-Indischen ist, wie Herr 25
 Professor Bopp scharfsinnig gezeigt hat, der Infinitivus ein im Accu-
 sativ stehendes Verbalnomen, in der Form vollkommen dem Lateini-
 schen Supinum ähnlich⁽¹⁾. Er kann daher nicht so frei gebraucht
 werden, als der Griechische und Lateinische, welche der Natur des
 Verbum näher bleiben. Er hat auch keine passive Form. Wo diese 30
 erforderlich ist, nimmt sie, statt seiner, das ihn regierende Verbum
 an. Man sagt demnach: es wird essen gekonnt, statt es kann ge-
 gessen werden.

Aus diesen Beispielen folgt, daß man in allen diesen Sprachen
 den Infinitiv nicht als eine eigne Form aufführen, sondern vielmehr 35
 die Arten, durch welche er ersetzt wird, in ihrer wahren Natur dar-
 stellen, und bemerken sollte, welche Bedingungen des Infinitivs durch
 jede derselben erfüllt werden, da keine allen ein Genüge leistet. 407

Sind nun die Fälle, wo die Bezeichnung eines grammatischen C. IV.
 Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht 5
 genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den
 Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im
 Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der An-
 gemessenheit zur Ideenentwicklung entfernt. Denn der Punkt, auf
 dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen, 10
 aufer dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffen-
 heit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punkt kann nicht
 ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden.

Die Wörter, und ihre grammatischen Verhältnisse, sind zwei in
 der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigent- 15
 lichen Gegenstände in der Sprache, diese bloß die Verknüpfungen,
 aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich.
 Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache
 überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der
 Sprache kann von der Art seyn, daß Undeutlichkeit und Mißver- 20
 stand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, ver-

(¹) Ausgabe des Nalus, p. 202. nt. 77. p. 204. nt. 83.

4. *Bezeichnung*] so vermute ich statt *Beziehung* in den früheren Drucken.

mieden werden. Insofern alsdann den grammatischen Verhältnissen doch ein bestimmter Ausdruck eigen ist, besitzt eine solche Sprache für den Gebrauch eine Grammatik ohne eigentlich grammatische
 25 Formen. Wenn eine Sprache z. B. die Casus durch Präpositionen bildet, die an das immer unverändert bleibende Wort gefügt werden, so ist keine grammatische Form vorhanden, sondern nur zwei Wörter, deren grammatisches Verhältniß hinzugedacht wird; *e-tíboa* in der Mbaya-Sprache heißt nicht, wie man es übersetzt, durch mich, sondern ich durch. Die Verbindung ist nur im Kopf des Vorstellenden,
 30 nicht als Zeichen in der Sprache. *L-emani* in derselben Sprache ist nicht er wünscht, sondern er und Wunsch oder wünschen, ohne etwas dem Verbum Eigenthümliches, verbunden, um so ähnlicher dem Ausdruck: sein Wunsch, als das Präfixum *l* eigentlich ein Besitzpronomen ist. Auch hier wird also die Verbalbeschaffenheit hin-
 35 zudedacht. Dennoch drücken jene und diese Form hinlänglich bequem den Casus des Nomen und die Person des Verbum aus.

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmtheit, und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muß
 5 der Verstand dieses reinen Hinzudenkens überhoben werden, und das grammatische Verhältniß ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganze grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch
 10 Sachen bezeichnende Wörter seyn; denn sonst stehen wieder diese isolirt da, und fordern neue Verknüpfungen.

C. V. Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältniß, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben
 15 nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stoßen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar

23. *eine solche Sprache*] In der großen Schrift heißt sie eine agglutinirende Sprache.
 7. 8. *Verstandeshandlung*] = Synthesis; vgl. unten 423, 32—34.

12. *ächtlen Bezeichnung grammatischer Verhältnisse*] Diese heißt weiter unten 412, 22. und auch in der großen Schrift Flexion. Ihr Charakter ist *Modification*, Z. 15. 423, 9.

keinen Gegenstand, sondern blofs ein Verhältnifs, und zwar ein grammatisches, bezeichnen.

Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung 20 nehmen, wenn der Geist am blofsen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der blofsen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche dar- 25 zustellen gewohnt ist, und es kann, von selbst entstehend, auch an einer solchen Sprache kein Gefallen finden. Es wird also, wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andern Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, plötzlich durch sie angeregt werden.

In Sprachen, welche diese Stufe nicht erreicht haben, schwankt 30 der Gedanke nicht selten zwischen mehreren grammatischen Formen, und begnügt sich mit dem realen Resultat. In der Brasilianischen Sprache heifst *tuba* ebensowohl in substantivischem Ausdruck sein Vater, als im Verbal Ausdruck er hat einen Vater, ja das Wort wird auch für Vater überhaupt gebraucht, da Vater doch immer 35 ein Beziehungsbegriff ist. Auf dieselbe Weise ist *xe-r-uba*, mein Vater, und ich habe einen Vater, und so alle Personen hindurch. 409 Das Schwanken des grammatischen Begriffs in diesem Fall geht sogar noch weiter, und *tuba* kann, nach anderen in der Sprache liegenden Analogien, auch er ist Vater heißen, so wie das ganz ähnlich, nur im Süd-Dialekte der Sprache, gebildete *iaba*, er ist Mensch, 5 heifst. Die grammatische Form ist blofs Nebeneinanderstellung eines Pronomen und Substantivs, und der Verstand muß die dem Sinn entsprechende Verknüpfung hinzufügen.

Es ist klar, daß der Eingeborne sich in dem Worte nur Er und Vater zusammen denkt, und daß es nicht geringe Mühe kosten 10 würde, ihm den Unterschied der Ausdrücke klar zu machen, die wir darin mit einander verwirrt finden. Die Nation, die sich dieser Sprache bedient, kann darum in vieler Rücksicht verständig, gewandt

27—29.] Solche Umformung einer Sprache wird in der großen Schrift für unmöglich erklärt. S. 21, 2—12.

und lebensklug seyn, aber freie und reine Ideenentwicklung, Gefallen
 15 am formalen Denken, kann aus einem solchen Sprachbau nicht her-
 vorgehen, sondern dieser würde vielmehr nothwendig gewaltsame
 Aenderungen erfahren, wenn von anderen Seiten her eine solche in-
 tellectuelle Umwandlung in der Nation herbeigeführt würde.

C. VI. Man muß daher bei Uebersetzungen so gearteter Phrasen solcher
 20 Sprachen wohl im Auge behalten, daß diese Uebertragungen, soweit
 sie die grammatischen Formen angehen, fast immer falsch sind,
 und eine ganz andere grammatische Ansicht gewähren, als der
 Sprechende dabei gehabt hat. Wollte man dies vermeiden, so müßte
 man auch der Uebertragung immer nur soweit grammatische Form
 25 geben, als in der Originalsprache vorhanden ist; man stößt aber
 dann auf Fälle, wo man sich aller möglichst enthalten müßte.
 So sagt man in der Huasteca-Sprache *nana tanin-tahjal* ich werde
 von ihm behandelt, aber genauer übersetzt: ich, mich behandelt
 er. Es ist also hier eine active Verbalform mit dem leidenden Ob-
 30 ject als Subject verbunden. Das Volk scheint das Gefühl einer
 Passivform gehabt zu haben, aber von der Sprache, die nur Activa
 kennt, zu diesen hinübergezogen zu seyn. Man muss aber bedenken,
 daß es gar keine Casusformen in der Huasteca-Sprache giebt. *Nana*
 als pron. 1. pers. sing. ist ebensowohl ich, als meiner, mir und
 35 mich, und zeigt bloß den Begriff der Ichheit an. In *nin* und dem
 vorgesetzten *ta* liegt grammatisch auch nur, daß das Pronomen 1. pers.
 410 sing. vom Verbum regiert wird⁽¹⁾. Man sieht daher deutlich, daß
 von dem Sinn der Eingebornen hier nicht sowohl der Unterschied
 der Passiv- oder Activform gefaßt, als bloß der grammatisch unge-
 formte Begriff der Ichheit, mit der Vorstellung der auf dieselbe ge-
 5 machten fremden Einwirkung verbunden wird.

C. VII. Welch eine unermessliche Kluft ist nun zwischen einer solchen

(¹) Die Huasteca-Sprache hat nemlich, wie die meisten Amerikanischen, verschiedene
 Pronominal-Formen, je nachdem die Pronomina selbstständig, das Verbum regierend, oder
 von ihm regiert gebraucht werden; *nin* dient nur für den letzten Fall. Die Sylbe *ta* deutet
 an, dass das Object am Verbum ausgedrückt ist, wird aber nur da vorgesetzt, wo das Object
 in der ersten oder zweiten Person steht. Die ganze Art, das Object am Verbum zu be-
 zeichnen, ist in der Huasteca-Sprache sehr merkwürdig.

Sprache, und der höchstgebildeten, die wir kennen, der Griechischen. In dem künstlichen Periodenbau dieser, bildet die Stellung der grammatischen Formen gegen einander ein eignes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt, und in sich durch Symmetrie und Eurythmie 10 erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ohngefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, aufser der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehn. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine 15 flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen, und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt. 20

Dieses ungeheuern Unterschiedes zwischen zwei Sprachen auf so verschiedenen Stufen der Ausbildung ungeachtet, muß man jedoch gestehen, daß auch unter denen, welche man großer Formlosigkeit anklagen kann, viele sonst eine Menge von Mitteln besitzen, eine Fülle von Ideen auszudrücken, durch die künstliche und regelmäfsige 25 Verbindung weniger Elemente vielfache Verhältnisse der Ideen zu bezeichnen, und dabei Kürze mit Kraft zu verbinden. Der Unterschied zwischen ihnen, und den vollkommener gebildeten liegt nicht darin; sie würden in dem, was ausgedrückt werden soll, mit Sorgfalt bearbeitet, sehr nahe dasselbe erreichen; indem sie aber wirklich so 411 Vieles besitzen, fehlt ihnen das Eine, der Ausdruck der grammatischen Form, als solcher, und die wichtige und wohlthätige Rückwirkung dieses auf das Denken.

Bleibt man aber hierbei einen Augenblick stehen, und blickt 5 man auf gleiche Weise auf die hochgebildeten Sprachen zurück, so kann es scheinen, als fände auch in ihnen, wenn auch in etwas anderer Art, Aehnliches statt, und als geschehe jenen Sprachen Unrecht durch den ihnen gemachten Vorwurf.

Jede Stellung, oder Verbindung von Worten, kann man sagen, 10 die einmal der Bezeichnung eines bestimmten grammatischen Ver-

Landesbibliothek Düsseldorf

Landesbibliothek Düsseldorf

hältnisses gewidmet ist, kann auch für eine wirkliche grammatische Form gelten, und es kann nicht soviel darauf ankommen, wenn auch jene Bezeichnungen durch für sich bedeutsame, etwas Reales
 15 anzeigende Wörter geschehen, und das formale Verhältniß nur hinzugedacht werden muß. Auch die wahre grammatische Form kann ja kaum je anders vorhanden seyn, und jene höher gestellten Sprachen von künstlicherem Organismus haben ja auch von roherem Baue angefangen, und tragen die Spuren desselben noch sichtbar in sich.

20 Diese unläugbar sehr erhebliche Einwendung muß, wenn die gegenwärtige Untersuchung auf sicherem Grunde ruhen soll, genau beleuchtet werden, und um dies zu thun, ist es nothwendig, zuerst, was in ihr unbestreitbar wahr ist, anzuerkennen, und dann zu bestimmen, was demungeachtet auch in den angegriffenen Behauptungen,
 25 als richtig zurückbleibt.

C. VIII. Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältniß charakteristisch (so, daß es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen läßt sich noch heute die Verknüpfung von Elementen er-
 30 kennen, die nicht anders, als in den roheren, verbunden worden sind: und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine sein müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen
 35 besitzt. Denn diese Mittel bestehen in folgenden:

- 412 Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen,
 Anfügung, oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben, oder Sylben, bloß zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,
 5 Umwandlung der Vocale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität, oder Betonung, Umänderung von Consonanten im Innern des Worts, Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unver-
 10 änderlichen Gesetzen,
 Sylbenwiederholung.

Die bloße Stellung gewährt nur wenige Veränderungen, und kann, wenn jede Möglichkeit der Zweideutigkeit vermieden werden soll, auch nur wenige Verhältnisse bezeichnen. In der Mexikanischen, und einigen anderen Amerikanischen Sprachen erweitert sich zwar 15 der Gebrauch dadurch, daß das Verbum Substantiva in sich aufnimmt, oder an sich anschließt. Allein auch da bleiben die Grenzen immer noch enge.

Die Anfügung und Einschaltung bedeutungsloser Wortelemente, und die Umänderung von Vocalen und Consonanten wäre, wenn eine 20 Sprache durch wirkliche Verabredung entstände, das natürlichste und passendste Mittel. Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatz der Anfügung, und es kann eben sowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen. Wir haben sogar oben gesehen, daß die letzteren im 25 Grunde zur Bezeichnung der Formen nicht taugen, da ein solches Wort wieder durch eine Form an die anderen angeknüpft seyn will. Es ist aber schwer zu denken, daß jemals bei Entstehung einer Sprache eine solche Bezeichnungsart vorgewaltet habe, die eine klare Vorstellung und Unterscheidung der grammatischen Verhältnisse vor- 30 aussetzen würde. Sagt man, daß es wohl Nationen gegeben haben kann, die einen auf diese Weise klaren und durchdringenden Sprachsinn besessen haben, so heißt dies den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. Stellt man sich die Dinge natürlich vor, so sieht man leicht die Schwierigkeit ein. Bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, 35 entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständniß durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, 5 bezeichnet und verstanden werden. Der Begriff läßt sich erst aus

24. *Begriffen von Formen*] Es könnte also ein Wort geben, das z. B. nichts andres bedeutete als den Accusativ eines mit ihm verbundenen Wortes. 408, 17—19. Ob ein solches Wort eingeschaltet oder als bloße Sylbe angefügt wird, könnte keinen Unterschied machen.

25. *oben*] 408. 9—11.

32. 33.] vgl. jedoch unten 414, 30 ff.

2. *Analogie*] vgl. Einl. zu §. 10 der großen Schrift.

der schon vorhandenen Sprache abziehen, und es fehlt auch an hinreichend bestimmten Analogien, ihn zu bezeichnen, und die Bezeichnung deutlich zu machen. Aus dem Gefühl mögen wohl einige Bezeichnungenarten entstanden seyn, wie z. B. die langen Vocale und Diphthongen, mithin ein anhaltenderes Schweben der Stimme im Griechischen und Deutschen für den Coniunctivus und Optativus. Allein da die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse ihnen auch nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl verstattet, so können dieser Fälle nur wenige gewesen seyn. Einige merkwürdige finden sich jedoch noch in den Amerikanischen Sprachen. In der Mexikanischen besteht die Bildung des Plurals bei Wörtern, die in Vocale ausgehen, oder ihre Endconsonanten absichtlich im Plural wegwerfen, darin, daß der Endvocal mit einem, dieser Sprache eignen, starken, und dadurch eine Pause in der Aussprache verursachenden Hauche, ausgesprochen wird. Hierzu tritt zuweilen zugleich die Sylbenverdopplung *ahuatl*, Weib, *teotl*, Gott, plur. *ahuâ*, *teteô*. Bildlicher läßt sich durch den Ton der Begriff der Vielheit nicht bezeichnen, als indem die erste Sylbe wiederholt, der letzten ihr scharf und bestimmt abschneidender Endconsonant genommen, und dem dann bleibenden Endvocal eine so verweilende und verstärkte Betonung gegeben wird, daß der Laut sich gleichsam in der weiten Luft verliert. Im südlichen Dialect der Guaranischen Sprache wird das Suffixum des Perfectum *yma* in dem Grade mehr oder weniger langsam ausgesprochen, als von einer längeren oder kürzeren Vergangenheit die Rede ist. Eine solche Bezeichnungsart geht beinahe aus dem Gebiete der Sprache heraus, und gränzt an die Geberde. Auch die Erfahrung spricht gegen die Ursprünglichkeit der Beugung in den Sprachen, wenn man einige wenige, den eben berührten ähnliche, Fälle ausnimmt. Denn so wie man eine Sprache nur genauer zu zergliedern anfängt, zeigt sich die

24. *Ton*] d. h. Laut. Vgl. die große Schrift S. 66, 21.

33—414, 4. *Beugung*] bedeutet also Formbezeichnung durch Wandel der Vocale nach Qualität oder Quantität oder Betonung, durch Consonanten-Wandel, 408. 15., durch Sylben oder Wörter, welche schon ursprünglich eine bloße Form bedeuteten. Vgl. 412, 19—24. 415, 6., auch 415, 13—18. Später S. 417 ff. wird der Sinn erweitert.

Anfügung bedeutsamer Sylben auf allen Seiten, und wo sie nicht mehr nachzuweisen ist, läßt sie sich aus der Analogie schliessen, oder es bleibt wenigstens immer ungewiß, ob sie nicht ehemals vorhanden gewesen ist. Wie leicht offenbare Anfügung zu scheinbarer Beugung werden kann, läßt sich an einigen Fällen in den Amerikanischen Sprachen klar darthun. In der Mbaya-Sprache heisst *daladi*, du wirst werfen, *nilabuitete*, er hat gesponnen, und das Anfangs-*d* und *n* sind die Charakteristiken des Futurum und Perfectum. Diese durch einen einzigen Laut bewirkte Abwandlung scheint daher alle Ansprüche auf den Namen wahrer Beugung machen zu können. Dennoch ist es reine Anfügung. Denn die vollen Charakteristiken beider tempora, die auch wirklich noch oft gebraucht werden, sind *quide* und *quine*, aber das *qui* wird ausgelassen, und *de* und *ne* verlieren vor anderen Vocalen ihren Endvocal. *Quide* heisst spät, künftig, *co-quidi* (*co* von *noco*, Tag) der Abend. *Quine* ist eine Partikel, die und auch bedeutet. Wie manchen solcher Abkürzungen von ehemals bedeutsamen Wörtern mögen die sogenannten Beugungssylben unserer Sprachen ihren Ursprung verdanken, und wie unrichtig würde die Behauptung seyn, daß die Voraussetzung der Anfügung da, wo sie sich nicht mehr nachweisen läßt, eine leere und unstatthafte Hypothese sey. Wahre und ursprüngliche Beugung ist gewiß in allen Sprachen eine seltene Erscheinung. Demungeachtet müssen zweifelhafte Fälle immer mit großer Behutsamkeit behandelt werden. Denn daß auch ursprünglich Beugung vorhanden ist, scheint mir, nach dem Obigen, ausgemacht, und sie kann daher eben so gut als die Anfügung in Formen vorhanden seyn, wo sie jetzt nur nicht mehr zu unterscheiden ist. Ja man muß, glaube ich, noch weiter gehen und darf nicht verkennen, daß die geistige Individualität eines Volks zur Sprachbildung und zum formalen Denken (welche beide unzertrennlich zusammenhängen) vorzugsweise vor anderen geeignet seyn kann. Ein solches Volk wird, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion kommt, von

24. Obigen] vgl. 413, 9—35., wo aber gerade von niedren Sprachen die Rede ist. Vgl. unten 416, 1—17 u. die gr. Schr. 81, 27—82, 24.

der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. In anderen Fällen können
 35 äufsere Umstände, Uebergänge einer Sprache in die andere, der Sprachbildung dieser schnelleren und höheren Schwung geben, so wie entgegen-
 415 gegengesetzte Einwirkungen Schuld seyn können, daß die Sprachen sich in schwerfälliger Unvollkommenheit fortschleppen.

Alles dies sind natürliche, aus dem Wesen des Menschen und den Ereignissen der Nationen erklärliche Wege, und meine Absicht
 5 ist nur, nicht die Meinung zu theilen, welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine blofs durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt, und anderen alle Bildung dieser Art abspricht. Diese viel zu systematische Abtheilung scheint mir aus dem naturgemäfsen Wege menschlicher Entwicklung hinaus-
 10 zugehen, und wird, wenn ich den von mir angestellten Forschungen trauen darf, bei genauem Studium vieler und verschiedenartiger Sprachen durch die Erfahrung selbst widerlegt.

C. IX. Es kommt aber zur Agglutination und Flexion auch noch eine dritte, sehr häufige Bildungsart hinzu, die man, da sie immer absicht-
 15 lich ist, in dieselbe Klasse mit der Beugung setzen mufs, nemlich wo der Gebrauch eine Wortform ausschliesslich zu einer bestimmten grammatischen stempelt, ohne daß sie, weder durch Anfügung, noch durch Beugung, etwas gerade dieser Charakteristisches an sich trägt.

Die Sylbenwiederholung beruht auf einem durch gewisse gram-
 20 matische Verhältnisse erregten dunkeln Gefühle. Wo dies Wiederholung, Verstärkung, Erweiterung des Begriffs mit sich führt, steht sie an ihrer Stelle. Wo dies nicht ist, wie so oft in einigen Amerikanischen Sprachen, und in allen Verben der 3. Conjugation im Alt-Indischen, entspringt sie aus blofs phonetischer Eigenthümlichkeit.
 25 Dasselbe läfst sich von der Vocalumänderung sagen. In keiner Sprache ist diese so häufig, so wichtig, und so regelmäfsig, als im Sanskrit. Aber nur in den wenigsten Fällen beruht auf ihr das

8. Diese viel zu systematische Abtheilung] ist gegen Friedrich Schlegel gerichtet.
 25—27. Vocalumänderung — im Sanskrit] H. hat also von je, wie Bopp, die Guni-
 rung der Vocale für rein phonetisch und nicht für bedeutsam genommen.

Charakteristische grammatischer Formen. Sie ist nur mit gewissen derselben verbunden, und dann meistens mit mehreren zugleich, so daß das Charakteristische jeder einzelnen doch in etwas anderem 30 aufgesucht werden muß.

Immer bleibt also die Anfügung bedeutsamer Sylben das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. Hierin sind sich die rohen und gebildeten Sprachen gleich; denn man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß auch in jenen jede 35 Form sogleich in lauter in sich erkennbare Elemente zerfiele. Auch in ihnen beruhen Unterschiede von Formen auf ganz einzelnen Lauten, 416 die man eben so wohl, ohne an Anfügung zu denken, für Beugungslaute halten könnte. Im Mexikanischen wird das Futurum, nach Verschiedenheit der Stammwörter, durch mehrere solcher einzelnen Buchstaben, das Imperfectum durch ein End-*ya*, oder End-*a* be- 5 zeichnet. *O* ist das Augment des Praeteritum, wie *a* im Sanskrit, *ε* im Griechischen. Nichts in der Sprache deutet an, daß diese Laute Ueberreste ehemaliger Wörter sind, und will man im Griechischen und Lateinischen ähnliche Fälle nicht als Anfügung, von jetzt unbekanntem Ursprung, gelten lassen, so muß man auch der Mexi- 10 kanischen Sprache hier, so gut wie diesen classischen, Beugung zugestehen. In der Tamanaca-Sprache ist *tareccha* (das Verbum bedeutet tragen) ein Präsens, *tarrecche* ein Präteritum, *tarecchi*, ein Futurum. Ich führe diese Fälle nur an, um zu beweisen, daß die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und anderen Beu- 15 gung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntniß ihres Baues, von keiner Seite haltbar erscheint.

Wenn man daher genöthigt ist, auch in den hochgebildeten Sprachen Anfügung anzunehmen, und in mehreren Fällen dieselbe sogar sichtbar erkennt, so ist die Einwendung ganz richtig, daß man, 20 auch bei ihnen, das wahre grammatische Verhältniß hinzudenken muß. In *amavit* und *εποίησας* kommen, wie sich wohl nicht läugnen lassen dürfte, Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des Subjects mit dem Prädicat liegende Verbalnatur hat darin keine besondere 25

Bezeichnung, sondern muß hinzugedacht werden. Wollte man sagen, daß, ohne gerade über diese Formen entscheiden zu wollen, einigen derselben Art das Hilfsverbum einverleibt seyn, und diese Synthese andeuten könne, so reicht dies nicht aus, da doch auch das Hilfs-
 30 verbum erklärt werden muß, und nicht immerfort ein Hilfsverbum in dem andern eingeschachtelt liegen kann.

- C. X. Alles hier Zugegebene aber hebt den Unterschied zwischen wahren grammatischen Formen, wie *amavit*, *εποίησας*, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen
 35 zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf.
 417 Er liegt darin, daß jene Ausdrücke wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht erscheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter
 5 Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses. Man denkt als Eins, was man nie getrennt findet; man betrachtet
 10 als wahren, einmal fest organisirten Körper, was man nicht auseinander nehmen, und in andere beliebige Verbindungen bringen kann; man sieht nicht als selbständigen Theil an, was auf diese Weise sonst nicht in der Sprache erscheint. Wie dies entstanden, ist für die Wirkung gleichgültig. Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie
 15 selbständig und bedeutsam sie gewesen seyn mag, wird nun, wie sie soll, zur bloßen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältniß, das zu den bedeutsamen Elementen erst bloß hinzugedacht werden mußte, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich
 20 vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen.

Die Sprachen, welche der Vorwurf trifft, daß ihre grammatischen Formen nicht so formaler Natur sind, gleichen in Vielem den oben beschriebenen allerdings auch.

Die, wenn auch nur lose an einander gereihten Elemente fließen

meistentheils auch in Ein Wort zusammen, und sammeln sich unter
 Einen Accent. Aber einestheils geschieht dies nicht immer, und
 andertheils treten dabei andere, die formale Natur mehr oder weniger
 störende Nebenumstände ein. Die Elemente der Formen sind trenn-
 bar und verschiebbar; jedes behält seinen vollkommenen Laut, ohne
 Abkürzung oder Veränderung; sie sind in der Sprache sonst selb-
 ständig vorhanden, oder dienen auch zu anderen grammatischen Ver-
 bindungen, z. B. Pronominal-Affixa als Besitzpronomina bei dem
 Nomen, als Personen bei dem Verbum; die noch unlectirten Wörter
 tragen nicht, wie es in einer Sprache seyn muß, in welche die gram-
 matische Bildung tief eingegangen ist, schon Kennzeichen verschie-
 dener Redetheile an sich, sondern werden erst zu denselben durch
 die Anfügung der grammatischen Elemente gemacht, der Bau der
 ganzen Sprache ist so, daß die Untersuchung gleich auf Absonde-
 rung dieser Elemente geführt wird, und diese Absonderung ohne be-
 deutende Mühe gelingt; neben der Bezeichnung durch Formen, oder
 diesen ähnliche Wortverbindungen, werden dieselben grammatischen
 Verhältnisse auch durch bloßes Nebeneinanderstellen, mit offenbarem
 Hinzudenken der Verknüpfung, angedeutet.

Je mehr nun in einer Sprache die hier aufgezählten Umstände
 zusammenkommen, oder je mehr sie sich nur einzeln finden, desto
 weniger oder mehr befördert sie das formale Denken, und desto mehr
 oder weniger entfernt sich ihre Bezeichnungsart der grammatischen
 Verhältnisse von dem wahren Begriff grammatischer Formen. Denn
 nicht was einzeln und zerstreut in der Sprache vorkommt, sondern
 dasjenige, was ihre Wirkung auf den Geist ausmacht, vermag hier
 zu entscheiden. Dieß aber hängt von dem Totaleindruck, und dem
 Charakter des Ganzen ab. Einzelne Erscheinungen können nur an-
 geführt werden, um, wie es im Vorigen geschehen ist, zu allgemein
 gewagte Behauptungen zu widerlegen. Sie können aber nicht machen,
 daß man die Verschiedenheit der Stufen verkenne, auf welchen zwei
 Sprachen, dem Ganzen ihres Baues nach, stehen.

Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto

21. 22.] Dieser Satz wird beschränkt durch 427, 1—3. Vgl. auch 423, 20—23.

mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form. Der bloße längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab, und macht ihre
 25 ehemalige selbständige Form unkenntlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, daß doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung ausgegangen sind.

So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend
 30 angesehen werden, kann man sagen, daß der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Daraus nun pflegt eine bei weitem größere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen. Denn der menschliche Geist strebt schon in seiner natürlichen Anlage nach Vollständigkeit, und jedes,
 35 auch noch so selten vorkommende, Verhältniß wird in demselben Verstande, als alle übrigen, zur grammatischen Form. Wo dagegen
 419 die Form in einem strengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bilden besteht, da giebt es Formen nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltner Vorkommende wird um-
 5 geschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden anderen Umstände, daß der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht bloß in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und daß gewisse Nationen die Sitte haben, ganze
 10 Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schoofs des Verbum aufzunehmen. Hieraus entsteht, daß gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewundernswürdige Menge, in strenger Analogie,
 15 zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher Formen besitzen.

Hinge der Vorzug der Sprachen von der Vielheit, und der

36—419, 3. *Wo dagegen*] Dieser Satz will sagen: In dem vorstehenden Falle aber gibt es noch keine Form im strengeren Sinne. Diese besteht nur da, wo die einzelnen Elemente des Wortes durch den Gebrauch schon fixirt sind, und da gibt es etc.

strengen Regelmäßigkeit der Formen ab, von der Menge der Ausdrücke für ganz besondere Verschiedenheiten (wie in der Sprache der Abiponen das Pron. der 3. Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend, oder herum-²⁰ gehend gedacht wird), so müßte man viele Sprachen der Wilden über die Sprachen der hochcultivirten Völker stellen, wie denn dies auch nicht selten, selbst in unsern Tagen, geschieht. Da aber der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann, so ver-²⁵ hält es sich damit gerade entgegengesetzt. Denn diese wird durch diese Vielfachheit der Formen vielmehr erschwert, und es ist ihr lästig, in so viele Wörter Nebenbestimmungen mit aufnehmen zu müssen, deren sie durchaus nicht in jedem Falle bedarf.

Ich habe bisher nur von grammatischen Formen gesprochen; ³⁰ C. XI. allein es giebt auch in jeder Sprache grammatische Wörter, auf die sich das Meiste von den Formen geltende gleichfalls anwenden läßt. Solche sind vorzugsweise die Präpositionen und Conjunctionen. Als Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse stehen dem Ursprunge dieser Wörter, als wahrer Verhältniſszeichen, dieselben Schwierigkeiten, ³⁵ wie dem Ursprunge der Formen entgegen. Es liegt nur darin ein Unterschied, daß sie nicht alle, wie die reinen Formen, aus bloßen ⁴²⁰ Ideen abgeleitet werden können, sondern Erfahrungsbegriffe, wie Raum und Zeit, zu Hülfe nehmen müssen. Man kann daher mit Recht bezweifeln, wenn es auch noch neuerlich von Lumsden in seiner Persischen Grammatik mit Heftigkeit behauptet worden ist, daß es ⁵ ursprünglich Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Wortes gegeben habe. Alle haben vermuthlich, nach Horne Took's richtigerer Theorie, ihren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern. Die grammatisch-formale Wirkung der Sprache beruht daher auch auf dem Grade, in welchem diese Partikeln noch ¹⁰ ihrem Ursprunge näher, oder entfernter stehen. Ein merkwürdigeres

3—9.] Anders urteilt H. in der großen Schrift S. 113, 11—114, 10.

9.] Von dem Worte *Wirkung* bis zu Ende dieses Absatzes „Haus aus“ (420, 37) ist aus der nicht gedruckten Abh. „Ueber das Verbum in den amerikanischen Sprachen“ genommen.

Beispiel zu dem hier Gesagten, als vielleicht irgend eine andere Sprache, liefert die Mexikanische in den Präpositionen. Sie besitzt drei verschiedene Arten derselben: 1) solche, in welchen sich, so
 15 wahrscheinlich gleich auch bei ihnen dieser Ursprung ist, schlechterdings nicht mehr der Begriff eines Substantivum entdecken läßt, z. B. *c*, in. 2) Solche, in welchen man eine Präposition mit einem unbekanntem Element verbunden findet. 3) Solche, die deutlich ein mit einer Präposition verbundenes Substantivum enthalten, wie z. B.
 20 *itic*, in, aber eigentlich, zusammengesetzt aus *ite*, Bauch, und *c*, in, im Bauch. *Ilhuicatl itic* heißt nun nicht, wie man es übersetzt, im Himmel, sondern im Bauche des Himmels, da Himmel im Gen. steht. Pronomina werden nur mit den beiden letzten Arten der Präpositionen verbunden, und da alsdann nie die persönlichen, sondern die
 25 possessiven genommen werden, so zeigt dies deutlich das in der Präposition steckende Substantivum an. *Notepotzco* wird zwar durch hinter mir übersetzt, es heißt aber eigentlich hinter meinem Rücken, von *teputz*, der Rücken. Man sieht hier also die Stufenfolge, in welcher die ursprüngliche Bedeutung sich verloren hat, und zugleich
 30 den sprachbildenden Geist der Nation, der, wenn ein Subst. Bauch, Rücken im Sinn einer Präposition gebraucht werden sollte, demselben, um die Wörter nicht grammatisch unverbunden zu lassen (nach Art des Lateinischen *ad instar* und des Deutschen inmitten) eine schon vorhandene Präposition hinzufügte. Die in diesem Punkt
 35 grammatisch unvollkommner gebildete Mixteca-Sprache drückt vor, hinter dem Hause, geradezu durch *chisi*, *sata huali*, Bauch, Rücken Haus aus.

421
 C. XII. Das Verhältniß, das sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und grammatischen Wörtern bildet, begründet neue Verschiedenheiten unter denselben. Dies zeigt sich z. B. darin, daß die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Präpositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch
 5 Zusammensetzung mit Hilfsverben macht. Denn diese Hilfsverba, wenn sie bloß Verhältnisse der Theile des Satzes bezeichnen, sind gleichfalls nur grammatische Wörter. Von dem griechischen *τυγχάνειν*

ist eine wahrhaft materielle Bedeutung gar nicht mehr bekannt. Im Sanskrit wird auf dieselbe Weise, aber viel seltener *schtha*, stehen, 10 gebraucht. Es läßt sich aber die Norm zur Beurtheilung der Vorzüge der Sprachen in diesem Punkt nach allgemeinen Grundsätzen aufstellen. Wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondern Begriffs, bloß aus der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeich- 15 nung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Denn die an sich durchaus bedeutungslose Beugung enthält nichts, als den reinen Begriff des Verhältnisses. In dem grammatischen Wort liegt außerdem der Nebenbegriff, der auf das Verhältniß, um es zu bestimmen, bezogen wird, und der, wo das reine Denken nicht 20 ausreicht, immer hinzukommen muß. Daher sind der dritte und selbst der siebente Casus der Sanskrit-Declination nicht eben beneidenswerthe Vorzüge dieser Sprache, da die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärferen Abgränzens durch eine Präposition entbehren zu können. Eine dritte Stufe, 25 welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschließen, ist wenn ein Wort in seiner ganzen materiellen Bedeutung zum grammatischen Worte gestempelt wird, wie wir weiter oben an den Präpositionen gesehen haben.

Man mag nun die Beugungen, oder die grammatischen Wörter 30 c. XIII. vor Augen haben, so kommt man immer auf dasselbe Resultat zurück. Sprachen können die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine große Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Forma- 35 lität im Ganzen und im Einzelnen ankleben.

32—36. *Sprachen — ankleben*] Dieser Satz ist aus derselben Abh. wie oben genommen, nur durch *dass* eingeleitet, und daran schloss sich folgendes: *und dass darum ein wahrer und wesentlicher, aber stufenartiger Unterschied unter den Sprachen entsteht, zugleich aber dass dieser Unterschied mit der Frage, ob gewisse Sprachen sich nur der Anfügung oder der Beugung bedienen, nichts zu tun hat, da vielmehr alle von Anfügung ausgegangen sind, die Anfügung aber unter gewissen, in den Sprachen der höheren Stufen erreichten Bedingungen in ihrer Wirkung auf den Geist vollkommen zur Beugung wird.* Vgl. unten 427, 20—24.

422 Ich habe bis hierher vorzüglich gestrebt, Analoga grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, daß nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, 5 auf nicht gehörige Kenntnifs gegründetes Raisonement, habe ich, soviel es ohne übermäßige Weitläufigkeit geschehen konnte, jedes Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, daß die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu 10 einem entscheidenden Resultat zu gelangen, wird es aber nun noch nothwendig seyn, die ganze hier berührte Frage, jetzt ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammen zu fassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens, und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges 15 Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell, und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer 20 Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöht das Denkvermögen.

1) Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. 25 Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältniß und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen.

So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

30 Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und

nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut.

So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Form-
bedeutung schwankende Wörter. 35

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wör- 423
ter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins.

So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeich- 5
nung durch Analoga von Formen.

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch ungeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloß lexicalische, sondern auch grammatische Individualität; 10
die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen.

So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung, und rein grammatische Wörter. 15

Das Wesen der Form besteht in ihrer Einheit, und der vor-
waltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute. Dies wird wohl erleichtert durch verloren gehende Bedeutung der Elemente, und Abschleifung der Laute in langem Gebrauch. Allein das Entstehen der Sprache ist nie ganz durch so mechanische Wirkung todter Kräfte erklärbar, und man 20
mufs niemals darin die Einwirkung der Stärke und Individualität der Denkkraft aus den Augen setzen.

Die Einheit des Worts wird durch den Accent gebildet. Dieser ist an sich mehr geistiger Natur, als die betonten Laute selbst, und

1. *Wortstellungen*] Sach- und Form-Wort in fester Stellung werden allmählich zu Einem Wort.

16. *des Worts*] also der Wurzel.

19—22. *Allein — setzen*] Um diesen Satz nicht in Widerspruch mit 418, 21—25 zu finden, beachte man hier das Wort *ganz* (Z. 20), und dort den Zusatz *unter übrigens gleichen Umständen* (Z. 22); und die Uebereinstimmung mit §. 14 der Abh. Ueber d. vergl. Sprachst. wird bewirkt durch den Ausdruck *die neu hinzutretende Kraft* 250, 37.

Landesbibliothek Düsseldorf

25 man nennt ihn die Seele der Rede, nicht bloß weil er erst das
 eigentliche Verständniß in dieselbe bringt, sondern auch, weil er
 wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der Sprache, Aushauch der
 die Rede begleitenden Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo
 er Wörter durch Einheit zu grammatischen Formen stempelt; und
 30 wie Metalle, um schnell und innig zusammenzuschmelzen, rasch und
 stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt auch das Zusammen-
 schmelzen neuer Formen nur dem energischen Act einer starken,
 nach formaler Abgränzung strebenden Denkkraft. Sie offenbart sich
 auch an den übrigen Beschaffenheiten der Formen, und so bleibt es
 424 unumstößlich gewiß, daß, welche Schicksale auch eine Sprache haben
 möge, sie nie zu einem vorzüglichen grammatischen Bau gelangt,
 wenn sie nicht das Glück erfährt, wenigstens einmal von einer geist-
 reichen, oder tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden. Nichts
 5 kann sie sonst aus der Halbheit träge zusammengefügt, die Denk-
 kraft nirgends mit Schärfe ansprechender Formen retten.

2) Einfluß der grammatischen Formen.

C. XIV. Das Denken, welches vermittelt der Sprache geschieht, ist ent-
 10 weder auf äußere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf
 geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deut-
 lichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache grofsen-
 theils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch noch nicht zur
 15 sichern Regel gewordne Wortstellungen, selbst durch Analoga von
 Formen bringen nicht selten Zweideutigkeit hervor.

Wenn aber auch das Verständniß, und damit der äußere Zweck
 geborgen ist, so bleibt doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt,
 und da, wo er, als Begriff, offenbar auf zwei verschiedene Weisen
 20 genommen werden kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher innerer Betrachtung,
 nicht bloß zu äußerem Treiben, so bringt auch die bloße Deutlich-

31—33.] vgl. Ueber d. Sprst. 248, 26. oben 408, 7 f. unten 424, 34 f. d. gr. Schr. S. 248 ff.
 18—20. so bleibt — ungesondert] vgl. oben S. 408, 30—409, 18.

keit und Bestimmtheit der Begriffe andere, und auf jenem Wege immer nur schwer zu erreichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das 25
Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden, oder bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht seyn, so muß sie in ihrem Baue, soviel als möglich, seinem Organismus entsprechen. 30
Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol seyn soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens. 35

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muß also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange be- 425
darf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläßt, statt ihn zu begleiten.

Ogleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach 5
aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln. Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen, der Regel, der Form, und der Gesetzmäßigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, 10
desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen, hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in 15
seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, daß der Geist von der Sprache

23. auf jenem Wege] sc. der Analoga von Formen. Vgl. 14—16.

8. Zwecke] der Mitteilung.

17. Das Erste] vgl. 422, 13—16.

verlangt, daß sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältniß rein abscheide, und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengung gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der ächt grammatischen Form durch Beugung, oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die bloß formartig seyn sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der Form, wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu erblicken, und da hat für ihn die Sprache nicht die geforderte Uebereinstimmung mit den Gesetzen seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich sie auszufüllen, er hat nicht mit einer mäßigen Anzahl in sich gediegener Gröfsen, sondern mit einer verwirrenden halb verbundener zu thun, und arbeitet nun nicht mit gleicher Schnelligkeit und Gewandtheit, mit gleichem Gefallen am leicht gelingenden Verknüpfen besonderer Begriffe zu allgemeineren, vermittelt wohl angemessener, mit seinen Gesetzen übereinstimmender Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wenn man die Frage auf die äußerste Spitze stellt, daß, wenn eine grammatische Form auch schlechterdings kein anderes Element in sich schließt, als welches auch in dem sie nie ganz ersetzenden Analogon liegt, sie dennoch in der Wirkung auf den Geist durchaus etwas anderes ist, und daß dies nur auf ihrer Einheit beruht, in der sie den Abglanz der Macht der Denkkraft an sich trägt, die sie schuf.

In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlässliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, daß dies Schema selbst ins Bewusst-

seyn gelange; dies hat auch hochgebildeten Nationen gemangelt. Es genügt, wenn, da der Geist immer unbewußt danach verfährt, er für jeden einzelnen Theil einen solchen Ausdruck findet, der ihn wieder einen andern mit richtiger Bestimmtheit auffassen läßt. 20

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die ächt grammatische Form, auch wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich auf sie gerichtet ist, den Eindruck einer Form, und bringt formale Bildung hervor. Denn da sie den Ausdruck des Verhältnisses rein, und sonst nichts Stoffartiges enthält, worauf der Verstand abschweifen 25 könnte, dieser aber den ursprünglichen Wortbegriff darin verändert erblickt, so muß er die Form selbst ergreifen. Bei der unächtlichen Form kann er dies nicht, da er den Verhältnißbegriff nicht bestimmt genug in ihr erblickt, und noch durch Nebenbegriffe zerstreuet wird. Dies geschieht in beiden Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen, 30 durch alle Classen der Nation, und wo die Einwirkung der Sprache günstig ist, geht allgemeine Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, und allgemeine Anlage auch das rein Formale leichter zu begreifen, hervor. Es liegt auch in der Natur des Geistes, daß diese Anlage, einmal vorhanden, sich immer ausbildet, da, wenn eine Sprache 35 dem Verstande die grammatischen Formen unrein und mangelhaft 427 darbietet, je länger diese Einwirkung dauert, je schwerer aus dieser Verdunkelung der rein formalen Ansicht herauszukommen ist.

Was man daher von der Angemessenheit einer nicht solcher- gestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwicklung sagen 5 möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, daß eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können. Der Geist empfängt da nicht von der Sprache, und diese nicht von ihm dasjenige, dessen beide bedürfen, und die Frucht ihrer wechselseitigen 10 Einwirkung, wenn sie heilbringend werden sollte, müßte erst eine Veränderung der Sprache selbst seyn.

30.] Der Unterschied beider Sprach-Classen zeigt sich bei allem Reden.

35. *da]* = während im Gegenteil, wie oft bei H., auch oben 407, s.

12. *eine Veränderung der Sprache selbst]* vgl. über d. Sprst. §. 13 und oben 408, 27.

C. XV. Auf diese Weise sind also, soviel dies bei Gegenständen dieser Art geschehen kann, die Kriterien festgestellt, an welchen sich die
 15 grammatisch gebildeten Sprachen von den anderen unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich vielleicht einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen, keine vielleicht ist durch und durch, in allen Theilen geformt, und auch unter den Sprachen der niedrigeren Stufe giebt es wieder viele annähernde
 20 Grade. Dennoch ist jener Unterschied, der zwei Classen von Sprachen bestimmt von einander absondert, nicht gänzlich ein relativer, ein blofs im Mehr oder Weniger bestehender, sondern wirklich ein absoluter, da die vorhandene, oder fehlende Herrschaft der Form sich immer sichtbar verkündet.

25 Dafs nur die grammatisch gebildeten Sprachen vollkommene Angemessenheit zur Ideenentwicklung besitzen, ist unläugbar. Wieviel auch noch mit den übrigen zu leisten seyn dürfte, mag allerdings der Versuch, und die Erfahrung beweisen. Gewifs bleibt indefs immer, dafs sie niemals in dem Grade, und der Art, wie die anderen,
 30 auf den Geist zu wirken im Stande sind.

Das merkwürdigste Beispiel einer seit Jahrtausenden blühenden Litteratur in einer fast von aller Grammatik, im gewöhnlichen Sinne des Worts, entblöfsten Sprache bietet die Chinesische dar. Es ist bekannt, dafs gerade in dem sogenannten alten Stil, in welchem die
 35 Schriften des Confucius und seiner Schule verfaßt waren, und der noch heute der allgemein übliche für alle grofsen philosophischen und
 428 historischen Werke ist, die grammatischen Verhältnisse einzig und allein durch die Stellung, oder durch abgesonderte Wörter bezeichnet werden, und dafs es oft dem Leser überlassen bleibt, aus dem Zusammenhang zu errathen, ob er ein Wort für ein Substantivum, Ad-
 5 jectivum, Verbum oder für eine Partikel nehmen soll⁽¹⁾. Der Mandarinische und literarische Stil haben zwar dafür gesorgt, mehr grammatische Bestimmtheit in die Sprache zu bringen, aber auch in ihnen besitzt sie keine wahrhaft grammatischen Formen, und jene eben erwähnte Litteratur, die berühmteste der Nation, ist von dieser
 10 neueren Behandlung der Sprache durchaus unabhängig.

(¹) *Grammaire Chinoise* par M. Abel-Remusat. p. 35. 37.

Wenn, wie Etienne Quatremère (1) scharfsinnig zu beweisen gesucht hat, die Coptische Sprache die Sprache der alten Aegyptier gewesen ist, so kommt auch die hohe wissenschaftliche Bildung, auf welcher die Nation gestanden haben soll, hier in Betrachtung. Denn auch das grammatische System der Coptischen Sprache ist, wie Sil- 15 vestre de Sacy (2) sich ausdrückt, vollkommen ein synthetisches, das heißt, ein solches, in welchem die grammatischen Bezeichnungen den, Sachen bedeutenden Wörtern abgesondert vor- oder nachgesetzt werden. Silvestre de Sacy vergleicht es namentlich hierin dem Chinesischen. 20

Wenn nun zwei der merkwürdigsten Völker die Stufe ihrer intellectuellen Bildung mit Sprachen zu erreichen vermochten, die ganz, oder größtentheils der grammatischen Formen entbehren, so scheint hieraus eine wichtige Einwendung gegen die behauptete Nothwendigkeit dieser Formen hervorzugehen. Es ist indess noch auf 25 keine Weise dargethan, daß die Literatur dieser beiden Völker gerade diejenigen Vorzüge besaß, auf welche die Eigenschaft der Sprache, von der hier die Rede ist, vorzüglich einwirkt. Denn unlängbar zeigt sich die durch eine reiche Mannigfaltigkeit bestimmt und leicht gegebildeter grammatischer Formen begünstigte Schnelligkeit und Schärfe 30 des Denkens, am glänzendsten im dialektischen und rednerischen Vortrag, daher sie sich in der Attischen Prosa in ihrer höchsten 429 Kraft und Feinheit entfaltet. Von dem Chinesischen alten Stil geben selbst diejenigen, welche sonst ein günstiges Urtheil über die Literatur dieses Volkes fällen, zu, daß er unbestimmt und abgerissen ist, so daß der auf ihn folgende, dem Bedürfnis des Lebens besser ange- 5 pafste dahin trachten mußte, ihm mehr Klarheit, Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Diefes beweist daher im Gegentheil für unsere Behauptung. Von der Alt-Aegyptischen Literatur ist nichts bekannt; was wir aber sonst von den Gebräuchen, der Verfassung, 10 den Bauwerken und der Kunst dieser merkwürdigen Länder wissen,

(1) *Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Egypte.*

(2) In Millin's *Magasin encyclopédique* Tom. IV. 1808. S. 255, wo zugleich eben so neue, als geistreiche Ideen über den Einfluß der hieroglyphischen und alphabetischen Schrift auf die grammatische Bildung der Sprachen entwickelt werden.

deutet mehr auf streng wissenschaftliche Bildung, als auf ein leichtes und freies Beschäftigen des Geistes mit Ideen hin. Hätten indess auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billigerweise Anstand nehmen muß, ihnen beizulegen, so würde dadurch
 15 das oben Entwickelte nicht widerlegt seyn. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet, gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege. Allein darum daß er die Schwierigkeit überwindet, ist die Schwierig-
 20 keit nicht minder vorhanden. Daß Sprachen mit keinen, oder sehr unvollkommenen grammatischen Formen störend auf die intellectuelle Thätigkeit einwirken, statt sie zu begünstigen, fließt, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus der Natur des Denkens und der Rede. In der Wirklichkeit können andere Kräfte diese Hemmungen schwächen,
 25 oder aufheben. Allein bei der wissenschaftlichen Betrachtung muß man, um zu reinen Folgerungen zu gelangen, jede Einwirkung als ein abgesondertes Moment, für sich und so, als würde sie durch nichts Fremdartiges gestört, beurtheilen, und dies ist hier mit den grammatischen Formen geschehen.

30 In wie fern auch in den Amerikanischen Sprachen eine höhere Bildungsstufe erreicht ward, darüber läßt sich keine reine Erfahrung zu Rathe ziehen. Die Schriften von Eingebornen in⁽¹⁾ Mexikanischer Sprache, die man besitzt, rühren nur von der Zeit der Eroberung her, und athmen daher schon fremden Einfluß. Doch ist sehr zu be-
 430 dauern, daß man keine davon in Europa kennt. Vor der Eroberung gab es kein Mittel schriftlicher Aufzeichnung in jenem Welttheil. Man könnte schon dies als einen Beweis ansehen, daß in demselben kein Volk mit der entschiedenen Stärke der Denkkraft aufgestanden
 5 seyn muß, welche die Hindernisse bis zur Erfindung des Alphabets durchbricht. Allein diese Erfindung ist wohl überhaupt nur sehr wenige male geschehen, da die meisten Alphabete, durch Ueberlieferung, eines aus dem andern entstanden sind.

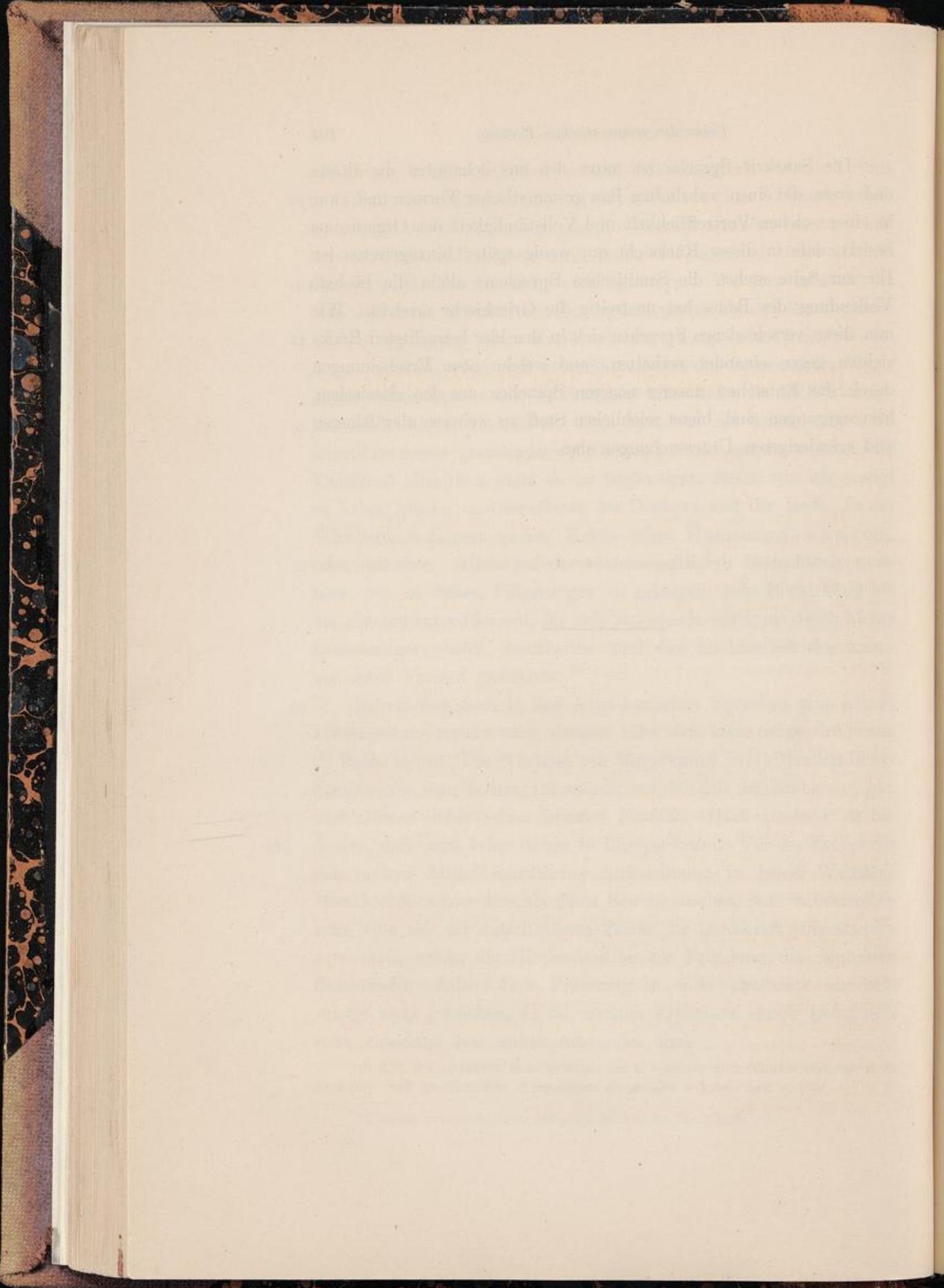
(¹) A. v. Humboldt's *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne*. p. 93. Desselben *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique*. p. 126.

11. *streng wissenschaftliche Bildung*] die exacten Disciplinen.

Die Sanskrit-Sprache ist unter den uns bekannten die älteste und erste, die einen wahrhaften Bau grammatischer Formen und zwar 10 in einer solchen Vortrefflichkeit und Vollständigkeit des Organismus besitzt, dafs in dieser Rücksicht nur wenig später hinzugetreten ist. Ihr zur Seite stehen die Semitischen Sprachen; allein die höchste Vollendung des Baues hat unstreitig die Griechische erreicht. Wie nun diese verschiedenen Sprachen sich in den hier betrachteten Rück- 15 sichten gegen einander verhalten, und welche neue Erscheinungen durch das Entstehen unserer neueren Sprachen aus den classischen, hervorgegangen sind, bietet reichlichen Stoff zu weiteren aber feineren und schwierigeren Untersuchungen dar.

Universitätsbibliothek Bonn

1999-01-08 Landesbibliothek Bonn



Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Einleitung des Herausgebers.

Diese Abhandlung ist hier mit aufgenommen, obwohl sie kein sprachwissenschaftliches Thema behandelt, die Sprache darin kaum erwähnt wird — ihrer hohen Wichtigkeit wegen als Humboldts Darlegung der Hauptpunkte seiner Erkenntnis-Theorie.

Es ist freilich, genauer genommen, nur ein Punkt, den H. hier erörtert, nämlich die Notwendigkeit für die wahre historische Ansicht, Ideen als die höchsten in der Geschichte der Menschheit und auch in der Natur waltenden Kräfte anzuerkennen. Auch bezieht sich H. hierauf in der großen Schrift, welche in ihren ersten §§. Licht von dieser Abhandlung erhält.

Dieser ihrer hohen Bedeutung und ihrer systematischen Stellung wegen hätte sie wohl an die Spitze der Abhandlungen gestellt werden müssen. Aber nicht nur ist sie später als die Abhandlung *Ueber das vergleichende Sprachstudium* in der Akademie gelesen (nämlich erst den 12. April 1821, während diese schon den 29. Junius 1820 gelesen war), sondern es ist auch, soviel ich sehe, gar kein Einfluss von ihr in dieser bemerkbar; und das ist auch in der folgenden, am 17. Januar 1822 gelesenen Abhandlung *Ueber das Entstehen der grammatischen Formen* der Fall. Wie in jener die Sprache unbeachtet bleibt, so zeigt sich in diesen beiden keine Rücksicht auf die Ideen.

Deshalb habe ich ihr die nächste Stelle vor unserer Schrift gegeben, in der erst ein Einfluss von ihr sichtbar ist. (Vgl. die Einleitung zu §. 1 und besonders auch zu §. 2. 3 jener Schrift.)

Ist oben ihr Thema und Ziel angegeben, so zeigt nun weiter ein oberflächlicher Blick auf dieselbe, dass Humboldt in derselben seine Aufgabe dadurch zu lösen sucht, dass er die Geschichtschreibung mit der Kunst vergleicht, nach Analogie und an der Hand der Forderungen der Kunst die der Geschichte entwickelt — aber nicht allseitig, nicht durch gleichmäßige Darlegung aller Berührungs- und aller Abweichungspunkte, sondern nur das heraushebend, was seiner Absicht gemäß war. Zu solcher Beschränkung zwang die Form der akademischen Abhandlung.

Univ.-u. Landesbibliothek Düsseldorf
Univ.-u. Landesbibliothek Düsseldorf

Schon diese — ich sage nicht: Kürze, sondern unsachgemäße Abkürzung an sich musste oder konnte sehr leicht Dunkelheiten erzeugen; sie musste es aber noch mehr dadurch, dass eigentlich allemal was mit einander verglichen werden soll, schon für sich aufgeklärt sein müsste. Nun kann freilich die Vergleichung gerade das Mittel werden, um das Wesen jedes der beiden Momente sowohl zu finden, als auch, wenn gefunden, es darzustellen. H. aber verfährt so, dass er das Wesen der Kunst und die Tätigkeit des Künstlers voraussetzt, und, an dieselben nur erinnernd, sein Thema, die Aufgabe des Geschichtschreibers, behandelt. Wir haben deshalb zum Verständnis dieser Abhandlung sämtliche ästhetische Arbeiten H.s zurate zu ziehen, vorzugsweise die Schrift *Ueber Goethes Hermann und Dorothea* (WW. IV.), nicht sowohl wegen ihres bedeutendern Umfangs als weil sie die am strengsten disponirte, am meisten systematisch ausgeführte Arbeit H.s ist. Und noch aus einem dritten Grunde wird uns gerade diese Schrift wichtig. Sie enthält gerade so die Hauptpunkte der Aesthetik, insbesondere die Theorie der Dichtung, und vorzugsweise der Epopee, wie unsre Abhandlung die der Geschichte; während nun aber die letztere nur die Analogie der historischen mit der künstlerischen Darstellung verfolgt, wirft jene vielfach einen Blick auf den Unterschied zwischen der künstlerischen und der wissenschaftlichen Auffassung, wodurch nicht nur die Lücken der Abhandlung ergänzt werden, sondern auch ihre Sätze erst die rechte Beschränkung erhalten und ihren genauern Sinn gewinnen. So kann nur die Herbeziehung jener Schrift das volle und richtige Verständnis der Abhandlung eröffnen.

Sogleich die Ueberschrift, welche das Thema der Abhandlung angibt, wird uns nur dort völlig klar gemacht. Die Geschichte nämlich wird dort nur mit der epischen Dichtung zusammengestellt. Ganz allgemein aber wird (IV. 150 ff.) die beschauende Tätigkeit des Geistes oder der *Zustand allgemeiner Beschauung* als beiden gemeinsam bezeichnet. Es wird nun weiter zwischen Beschauung und Untersuchung unterschieden (S. 152): die erstere wird

1 charakterisirt *durch die gleichmüthige Stimmung der Seele, mit welcher dieselbe, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit gleichmäsig auf alle Punkte vertheilt, und durch den Umfang der Ansicht, da wir alsdann jeden Gegenstand, und jede Masse von Gegenständen*

5 *und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äußersten Grenzen verfolgen. Anders in dem Zustande der Untersuchung, in dem wir immer auf einen einzelnen bestimmten Punkt losgehn und mehr in eine Tiefe eindringen, als uns über eine Fläche verbreiten.* Hier ist unsre Tätigkeit *auf eine einzelne Absicht*

9 *bezogen.* Eine dritte Modification des beschauenden Zustandes ergibt sich, wo jemand ein Object, wie es der Zufall bietet, zu erfassen sucht, aber ohne ein Ganzes zu erstreben, und sich nur der Bewegung und der Mannichfaltigkeit erfreut. Wird nun im ersten Falle die Beschauung von der Phantasie, dem bildenden Triebe, geweckt und geleitet, so entsteht die Epopee; ist in demselben Falle der erkennende Trieb der herrschende, so entsteht, da er nur entweder auf die physische oder auf die moralische Welt gerichtet sein kann: die Naturbeschreibung oder die Geschichte. Der Geschichtschreiber ist nun vom Geschichtsforscher sowohl als auch vom bloßen Erzähler zu unter-

scheiden. Der Geschichtsforscher untersucht bestimmte einzelne historische Fragen, stellt also den zweiten Fall dar; und der dritte zeigt sich im Erzähler, *der sich begnügt, die Begebenheiten als eine bloße Reihe darzustellen.* 10 Nur der Geschichtschreiber ist derjenige, der die Geschichte im eigentlichsten und höchsten Sinne behandelt, seinen Stoff immer als ein Ganzes erfasst (S. 186). Darum ist seine Tätigkeit, wie der des Dichters, auch der des Philosophen verwant. Wie der Dichter den von der Phantasie gebildeten Stoff, so hat der Geschichtschreiber den durch die Wirklichkeit gegebenen Stoff in eine *Nothwendigkeit athmende Form zu gießen* (Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H. 1876. S. 27); denn dadurch allein entsteht ein Ganzes, und dies ist philosophisches Tun. 11

Wenn also die Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers von der Geschichte im höchsten Sinne handelt, so erklärt sich, dass H. hier von der vorbereitenden Tätigkeit des untersuchenden Geschichtsforschers, der das Material der Geschichte sicher zu stellen hat, von der Sammlung und Kritik der Berichte und der Behandlung der historischen Reste in stummen und redenden Denkmälern aller Art (Gegenstände, von denen unsere Historik so viel zu sagen weiß) gar nicht spricht.

Um aber den Gegensatz von Kunst und Geschichte richtig in H.s Sinn zu erfassen, muss man beachten, dass nach ihm aller Gegensatz darauf beruht, dass die entgegengesetzten Erscheinungen zwar aus denselben Momenten zusammengesetzt sind (worauf ihre Verwandtschaft und Gleichheit beruht), dass aber in jedem derselben je ein andres Moment das Uebergewicht hat, die Herrschaft führt. So haben Kunst und Geschichte nicht nur die beschauende Stimmung des Geistes, sondern auch dies gemeinsam, dass in beiden sowohl Phantasie als Verstand wirken; nur dass in der Kunst jene, in der Geschichte dieser vorherrscht, die schaffende und leitende Macht bildet. Wenn also gesagt war, dass Kunst und Wissenschaft sich dadurch unterscheiden, dass die Beschaulichkeit dort von Phantasie, hier vom Denken gelenkt und geleitet werde: so ist dabei wohl zu beachten, dass auch dort die Phantasie *in der Verbindung mit dem beschauenden Sinn und dem organisirenden Verstande* 12 (IV. 225), wie hier der Verstand in Verbindung mit der Phantasie. Denn in der beschauenden Stimmung ist auch das intellectuelle Vermögen wirksam (das. 163).

Ferner scheint mir, um den innersten Trieb unserer Abhandlung zu erkennen, sei auch folgendes zu beachten. Wissen wir, dass es sich in derselben nur um Geschichte im höchsten Sinne handelt, und weiter nur um den Nachweis, dass dieselbe der Ideen nicht entbehren könne, endlich dass das Verfahren des Geschichtschreibers nach Analogie der Tätigkeit des Künstlers entwickelt wird: so dürfen wir jetzt wohl sagen, dass H. sich dieser Analogie nicht nur als Mittel der Darstellung und der Didaktik bedient hat, sondern dass diese auch ihm selbst den Weg gezeigt, und er durch sie seine Gedanken gefunden hat. Dies ist ja auch so natürlich bei einem Manne, dessen geistige Triebkraft aus Jena und Weimar stammt. Historische Kritik aber war dort nicht zu gewinnen.

Univ.-u. Landeschichtl. Museum
1877. U. Landeschichtl. Museum
Disseldorf

Hieran reiht sich noch etwas. Was H. in der Schrift in der eben angeführten Stelle (S. 154), wie auch in der Abh. (S. 307, 23 ff.) *Naturbeschreibung* nennt, ist nicht nach dem üblichen Sinne dieses Wortes als etwas niedrigeres und der Naturwissenschaft oder Naturforschung nachstehendes zu nehmen, sondern es ist darunter (wie der Zusammenhang jener Stelle beweist) die Erkenntnis der Natur im höchsten Sinne, ganz als Seitenstück zur Geschichtsschreibung, zu verstehen. Nun fürchte ich kaum zu irren, wenn ich annehme, dass wir, wie in H.s Aesthetik an sich, so auch in seiner Zusammenfassung von Kunst (namentlich Epos), Geschichte und Naturwissenschaft unter dem Zustande der Beschauung eben nur seine Charakterisirung Goethe's zu erkennen haben. H. rühmt dort (IV, 55) die Stimmung in Goethe's Schilderungen als höchst poetisch gerade darum, weil sie derjenigen ähnlich sei, *in*
 13 *der wir gleichsam mit naturhistorischem, physiologischem Blick die Natur betrachten.* Auch wird sich der Leser erinnern, dass unsre heutigen exacten Naturforscher die Methode in der Naturbetrachtung Goethe's als einen Ausfluss seines dichterischen Geistes erkennen. H. wird wohl der erste gewesen sein, der dies erkannt und ausgesprochen hat (WW. II. 226.): *Goethe's Dichtungstrieb, verschlungen in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst,*
 15 *und sein Drang, von der Gestalt und dem äusseren Object aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Princip Eins und ebendasselbe, und nur verschieden in ihrem Wirken. Denn so rein und entschieden sich auch Goethe, wenn man nicht gerade auf diesen Zusammenhang achtet, als Dichter und Naturforscher, zu*
 20 *diesen getrennten Richtungen hinwendet, so scheint es gewiss, dass, ohne jene Naturansicht, sein Dichten ein verschiedenes sein würde; und so entsteht gar sehr die Frage, ob, hätte ihn nicht das Dichten so mächtig gedrängt, das Wort in Anschauung zu verwandeln, und gerade in der sinnlichen Erscheinung eine reinere und tiefere Wahrheit zu suchen, er zu dieser eigenthümlichen, sich nur in eignen*
 25 *Entdeckungen bewegenden Erforschungsweise der Natur gekommen wäre?*

Ist uns nun so das Thema und die Grundanschauung der Abhandlung klar geworden, so wird sich ihr Inhalt auch wohl im einzelnen aufhellen lassen.*)

Leidet die ganze Abhandlung, wie oben angedeutet (S. 104), durch die Kürze an Undeutlichkeit, so ist vorzugsweise, wie mir scheint, der Eingang ganz unverständlich geworden. Erklärlich wird derselbe unter der Voraussetzung, dass zwei ganz verschiedene Punkte mit einander ungehörig zusammengefasst sind, die wir auseinander halten müssen, wie ich sogleich zeigen will.

H. beginnt, streng genommen müsse man sagen, der Geschichtschreiber habe nichts weiter zu leisten, als *Darstellung des Geschehenen*; nur müsse man wissen, was dies in seinem wahren Sinne heiße. Der unmittelbaren Beobachtung ergeben sich immer nur Teile des Geschehenen, zerstreut, abgerissen, vereinzelt. Der Geschichtschreiber muss diese Teile verbinden, muss zu diesem Behufe ergänzen. Solche Verbindung und Ergänzung muss nun

*) Ich habe mir erlaubt, diese und die vorige Abhandlung in Kapitel zu zerlegen, die am Rande gezählt sind.

aber auf zweierlei ganz verschiedene Weisen durch zweierlei ganz verschiedene Tätigkeiten geschehen: einmal durch historische Kritik und Combination zur Herstellung einer vollen Begebenheit, und dann durch die ideale Verbindung der Begebenheiten, vor allem durch Nachweis des ursächlichen Zusammenhangs. Das erstere wäre Sache des Erzählers; dabei darf der Geschichtschreiber nicht stehn bleiben, er muss noch das zweite hinzutun.

Weil nun H. von der erstern Tätigkeit nicht sprechen wollte, obwohl er an sie dachte; weil er zur andern, höhern eilte: so verwirrte sich beides in seiner Darstellung, und es gewinnt den Schein, als wenn in c. II. dasselbe gesagt wäre, wie in C. I. (vgl. 306, 38—307, 4. 21. mit 306, 11—20), und sogar als wäre S. 306 f. nur zweimalige Wiederholung von S. 305, 10—17. Da dies nicht anzunehmen ist, so könnte man meinen, C. II sei von der Erhebung des Geschichtschreibers über den Erzähler die Rede, C. I. aber von der Erhebung des Erzählers über den Ungebildeten, und dies ist wohl nicht unrichtig. Nur wird, weil H.s Bewusstsein zur höchsten Stellung der Geschichte drängt, C. II. die Forderung, die schon der bloße Erzähler erfüllen muss, als die an den Geschichtschreiber zu stellende (306, 27) aufgeführt, und C. I. wird statt des unausweichlichen Hinausgehens über das unmittelbar Beobachtete, Abgerissene, schon die Forderung an den Geschichtschreiber, der ursächliche Zusammenhang (305, 14. 306, 15), hingestellt, aber 310, 4 ff. wiederholt.

Unter dieser Annahme werden die drei ersten Seiten erklärlich; das Einzelne verbleibt dem Commentar.

H. eilt also zu seinem Thema (c. II.). Dadurch, dass der Geschichtschreiber, wie schon der Erzähler musste, das Zerstreute sammelt und zu einem Ganzen verarbeitet, tritt er dem Dichter zur Seite; denn dazu bedarf er der Phantasie, der er aber auch zu seiner höhern Tätigkeit bedarf. Er unterscheidet sich vom Dichter nur dadurch, dass er die Phantasie bloß zur Erfahrung und Ergründung der Wirklichkeit verwendet. Das bloße Sammeln und Aneinander-Reihen des Geschehenen mag dem Erzähler, kann aber nicht dem Geschichtschreiber genügen; denn es zeigt uns die Wirklichkeit nicht in ihrer Wahrheit, d. h. in ihrer Notwendigkeit und Verkettung. Auch die Geschichtsforschung (307, 17—19) reicht nicht aus. Freilich ist das Geschehene, rein als solches, vor allem kritisch zu ergründen; soll es aber wahrhaft erkannt sein, so ist seine Form zu erfassen (307, 33).

Wir stoßen also sogleich im Eingang zur Abhandlung auf diesen Terminus *Form*, dessen Inhalt die ganze Abhandlung beherrscht, und der in engstem Zusammenhange steht mit den ebenfalls schon dagewesenen Terminis *Ganzes, Gestalt, Wahrheit, Notwendigkeit, Charakter, Idee* und andren sich an diese anschließenden. Diese Termini müssen also ausführlich und genau bestimmt sein, wenn wir H. verstehen wollen. Seine Ansicht lässt sich aber nur aus der Schrift über Hermann und Dorothea erkennen.

Form erfassen, d. h. Form bilden, muss die Kunst und Dichtung, aber ebensoehr die Naturwissenschaft und die Geschichte; und zwar streben sie nach der notwendigen Form oder der Form der Notwendigkeit, nach gesetzlicher Form; sie unterscheiden sich aber durch das Wesen ihrer Form und die Natur ihrer Gesetzlichkeit.

Gehen wir von der einfachsten Bestimmung aus.

Form in der ursprünglichsten Bedeutung, für das menschliche Bewusstsein überhaupt und für die Kunst, ist das, wodurch *allein ein Gegenstand sinnlich angeschaut werden kann* (IV. 102). In diesem Sinne liegt sie in den Umrissen eines Körpers oder einer Fläche. Die Umrisse, als in der Natur wirklich und mit dem Körper zusammen gedacht, bilden eine Gestalt; vom Körper abgelöst gedacht und bloß subjectiv hingestellt, ergeben sie eine Zeichnung. So beruht auch Gestalt und Zeichnung auf Form. Diese entsteht durch die Zusammenfassung von mehreren Flächen oder Linien.

So ist die Form das, was im Subject die Einheit der sinnlichen Anschauung bewirkt, im Object die Einheit des sinnlichen Gegenstandes herstellt; und im allgemeinen Sinne das, was überhaupt ein Ganzes zum Ganzen macht (vgl. IV. 65, 8—17. 70, 7—14. 271, 15), indem die Teile verbunden und vereint werden zur Herstellung der Umrisse oder der Gestalt eines Körpers.

Da was Teil und was Ganzes ist, lediglich von der Form bestimmt wird, so ist sie (allgemeiner gefasst), Beziehung, Verhältnis zwischen Einzelheiten; und wie sie aus Linien die Umrisse einer Gestalt macht, so fasst sie einzelne Gestalten zu Gruppen und einzelne Gruppen zu noch größern Ganzen, zu einer Gestalt zusammen (das. 161, 14—32). Form ist also Einheit, und Homer hat z. B. mehr Form, als Ariost, sagt H., weil bei jenem alles mehr in Einheit, in fester Beziehung auf einander steht.

Eine Figur ist ein geformter Körper; sie hat also oder trägt eine Gestalt (das. 65). Sie kann auch eine lebendige menschliche Person sein.

Der Form steht allemal ein Stoff gegenüber, und sie ist insofern ein relativer Begriff. Der Stoff ist allemal das, woraus die Form bildet, was ihr als Mittel dient. Sie ist immer bildend, und alle Bildung ist Form gebend. Der Stoff ist das, woran gebildet, geformt wird. Das was durch die Bildung, die Form, entsteht ist das Ganze, insofern es aus Teilen gebildet ist, insofern also Teile der Stoff sind; es ist eine Gestalt, insofern an irgend eine bestimmte Art der Verbindung und Einheit der Teile des Ganzen gedacht wird. So kann das Ganze als Stoff für die Gestalt gedacht werden, obwol in Wirklichkeit, concret, kein Ganzes ohne Gestalt sein kann, und beide zusammen durch die Formung des Stoffes entstehen. Sie sind ja genau genommen dasselbe, nur in verschiedener Beziehung gedacht: das Ganze besteht aus dem Stoff und der Form oder der Gestalt; die Gestalt haftet am Stoff. So erklärt sich H.s Ausdruck 305, 12. *dem Ganzen Gestalt geben*. Exacter wäre: ein Ganzes durch Gestalt-Gebung erzeugen.

Form kann also nicht durch *eine* gerade Linie oder *eine* Ebene an sich hergestellt werden, sondern nur durch mehrere zusammenstoßende; aber eine ungerade Linie oder eine gewölbte Fläche kann schon eine Form bilden, namentlich innerhalb eines größern Ganzen. Eine Form ist also das kleinste Teil-Ganze, das innerhalb einer größern Gestalt *eine eigene Begrenzung* hat (das. 234, 4). Wenn es also I. 216, 1. heißt, dass die männliche Schönheit sich von der weiblichen durch die Oberherrschaft der Form unterscheidet: so wird das weiter so erklärt, dass sie mehr Formen hat; und durch diese

wird eine größere Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit der Umrise erzeugt. Dies wird gezeigt durch den Hinweis auf die sich im Manne bestimmter gegen einander sondernden Muskeln; überall springen Ecken hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgeteilt (das. 228). Die Schönheit fordert, dass eine Form leise in die andere übergehe (das. 231, 2). So kann eine Gestalt unzählig viele Formen haben, die sich aber zu einer einheitlichen Form verbinden müssen; oder: die Umrise sind eine Form, die aus vielen Formen gebildet wird. An einem geformten Ganzen ist der kleinste Teil geformt.

Nicht nur der stätige Körper, sondern auch die Bewegung hat Form; denn auch sie hat Umrise und hat Teile, welche wir Momente nennen. Das ist wohl am klarsten am Tanz; es gilt aber von jeder Bewegung, von jeder Begebenheit, Handlung, jedem Prozess, auch dem rein geistigen, jeder Lebens- und Tätigkeitsform. Das je nach der Gattung der Kunst und der Dichtung verschiedene Verfahren des Künstlers und Dichters hat seine verschiedene Form (IV. 172, 29). Und wenn die Bewegung und Tätigkeit, so haben auch Zustände und Erzeugnisse, die Folgen jener, kurz der Bestand, ihre Form (177, 31. 180, 2). Ob die Teile neben oder nach einander folgen: ihre Folge ergibt die Form, ihr Zusammenhang ergibt Begränzung; und ob der Zusammenhang durch Berührung oder Zeugung und Wirkung oder Wechselwirkung entsteht: immer ist hier Form gesetzt. So darf H. in unsrer Abhandlung (307, 29. 33.) von der *Form des Daseins der Naturkörper* und von der *Form alles Geschehenden* reden, wobei unter der ersteren mehr zu verstehen ist, als die mathematisch bestimmbare Oberfläche der Körper; und er spricht in der Schrift von den *verschiedenen Formen der Menschheit* (IV. 125, 4). *Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit und nur von diesem Mittelpunkt aus lässt sie sich auffassen und darstellen* (Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 27). 28 31

So haben wir die Form erkannt als Anordnung der Teile. Sie hat Bestimmtheit, wenn sie aus vielen und kleinen, aber immer erkennbaren und sich in verschiedene zusammenhängende Abschnitte verteilenden Formen zusammengesetzt ist (IV. 103, 4. 5.). Die Fügung der geformten Teile muss weiter auch fest sein. Die Festigkeit aber wird erreicht durch Mehrheit der Fäden und Vielseitigkeit des Zusammenhangs (130), vorzugsweise jedoch nur durch ihre Gesetzmäßigkeit und Naturtreue (75, 31 — 76, 9), durch ihre Notwendigkeit: diejenige Verbindung der Teile ist fest, welche durch das Gesetz der Natur oder des Geistes begründet ist; jeder Teil muss, wie man sagt, motivirt sein. Es muss dasjenige auftreten, was allein möglich ist, während alles andre naturgemäß unmöglich wäre (56). Der Dichter oder Künstler, der nach Form strebt, muss seinen Stoff so anordnen und behandeln, als hätte ihn der bloße Verstand und die kalte Ueberlegung geformt. Diese Gesetzmäßigkeit muss jedoch seiner Einbildungskraft ursprünglich einverleibt sein (76, 4—11).

Aus der Gesetzmäßigkeit ergibt sich nicht nur die Festigkeit, weil Notwendigkeit der Verbindung der Teile; sondern jeder Teil geht auch aus

dem andren, und alle Teile gehen aus dem Ganzen hervor, wie in einem Organismus: die Teile mögen Linien, Handlungen, Personen sein. So entsteht durch die Gesetzmäßigkeit die Stätigkeit der Umrisse, der Bewegung, die Lückenlosigkeit, die Totalität (IV. 58. 218).

Durch die allseitige feste Fügung der gesetzmäßigen Form entsteht allemal Vollkommenheit, d. h. Einheit und Totalität eines geschlossenen Kreises (35. 89, 11. 90, 15).

Diese Eigenschaften zeigt sowohl die Wissenschaft, als die Kunst, als eben auch die Wirklichkeit selbst; und durch dieselben werden die Wissenschaft und die Kunst wahr, indem sie die Wahrheit der Wirklichkeit erfassen, die Realität, und so ist die Kunst naturtreu (106, 22).

Da die Gesetze zugleich die Gesetze der Natur und des auffassenden Geistes (des erkennenden Verstandes wie der bildenden Phantasie) sind, so erweist sich die Notwendigkeit nicht nur als objectiv, sondern auch als subjectiv, und die dadurch erzeugten Formen sind, indem sie ganz notwendig sind, zugleich auch gänzlich frei (108, 16). Die strenge Folge der Formen aus einander ist weder uns, noch dem organischen Object von etwas fremdem auferlegt, sondern stammen aus der Sache, aus dem Object und dem Subject gleichmäßig. Daher kann H. in der Abh. (314, 33—37.) sagen, der Forscher müsse die Form mitbringen, indem er sie vom Object abziehe; und in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 27 heißt es, der Dichter und der
32 Philosoph haben beide *die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnen-* [oder geschichtlichen] *Stoffes durch und mit der Idee aufzusuchen.* — *Denn auch hier*, bemerkt H., *steht die Wirklichkeit mit dem Geist in ge-*
35 *heimnisvollem Bunde.*

Eine weitere Folge der Form liegt in zwei Eigenschaften, welche scheinbar einander entgegengesetzt sind, und die dennoch in Wahrheit immer identisch, nur die beiden Ansichten von den beiden Seiten derselben Sache, also immer beisammen, aus einander folgend und sich einander verstärkend sind: *Objectivität* und *Idealität*. Auch sind sie in Wahrheit nicht Folge, sondern Ursache der Form.

36 H. hat von Kant die Erkenntnis gewonnen (IV. 125): *Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsre Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unserer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die*
40 *Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntnisvolle Beobachter in einem einzigen Punkt noch eine ganze Welt von Erscheinungen.* An diejenige Objectivität also, welche ungebildete Gelehrte wähen, darf bei H. nicht gedacht werden. Ist nun aber auch in gewissem Sinne alles subjectiv, so ist doch ein Unterschied, ob für ein intellectuelles Gebilde, eine Schöpfung des Bewusstseins, ein genau entsprechendes Urbild vorhanden ist, oder (wie man auch sagen kann), ob ein geistiger Inhalt im Gebiete der Erscheinungen als sinnlich wahrnehmbar, concret daseiend, nachgewiesen werden kann, oder nicht. Im erstern Falle nennen wir es *wirklich*, im andren *idealisch*. In-

dessen nicht alles was sich im Geiste möglicherweise schaffen lässt, ohne wirklich zu sein, ist idealisch, sondern nur dasjenige, was sich durch seine gesetzmäßige Form als notwendig erweist, also die begründete Möglichkeit (20). So angesehen bleibt das Idealische als bloß möglich, wenn auch begründet, dem Wirklichen entgegengesetzt; und in diesem Sinne unwirklich und idealisch ist jedes Gebilde der Phantasie, wie jede Idee der Vernunft. Der abstracte allgemeine Verstandes-Begriff *Mensch* ist wirklich; die Idee der *Menschheit* ist idealisch.

Insofern aber im Idealischen das Mögliche als notwendig gesetzt ist, übertrifft dasselbe alle Wirklichkeit (22), die doch immer nur zufällig ist. Das Idealische ist von freien Kräften gesetzmäßig (225, 12) gewirkt, und es ist frei von allen Zufälligkeiten, allen Störungen und Misbildungen, allen einengenden Schranken, welche an der Wirklichkeit in ihrer mechanischen Erscheinung allemal haften. Es ist in sich selbst ein Ganzes und hängt zugleich mit einem größern Ganzen und dadurch mit andren Ganzen schließlich mit dem Unendlichen zusammen, hat also in höherem Sinne als der concrete Gegenstand Totalität. Kurz es ist vorzugsweise geformt und hat alles in sich, was im Begriff und Wesen der Form liegt. Und da selbst das Natur-Object nicht wirklich wäre, wenn es nicht geformt wäre, so ist das Idealische, weil in höherem Maße und höherem Sinne geformt als die Natur, notwendig auch objectiv. Denn indem es die Gesetzmäßigkeit in sich trägt, hat es die Wahrheit oder die Realität (IV. 19, 13. 18) der Wirklichkeit, die wahre Natur in sich, ist echt naturtreu. Es ist der bessere Teil des Objects. Das idealische Object muss allseitig bestimmt, in sich gegründet sein. So kann dem wahrhaft Idealischen die Objectivität niemals fehlen, oder es wäre nicht wahrhaft idealisch; denn die Kriterien der Objectivität fließen dem Idealischen wie dem Wirklichen aus der Form zu (41 ff.). Objectiv ist derjenige, welcher einen durch die intellectuelle Kraft erzeugten Gegenstand mit scharfer Bestimmtheit und mit voller in sich ruhender Sicherheit hinstellt (45, 18).

So wird auch folgende Aeüßerung verständlich (II, 228): *Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt* [die ideale in der 45 concreten] *aufsuchen, die wahre in der erscheinenden ist, oft ihm selbst unbewusst, das Geschäft des bildenden Künstlers. Mit andren Worten heißt dies, versuchen die Gestalt aus ihrem Mittelpunkt, ihren notwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studirt der Zeichner Anatomie (zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen), Pflanzen, die Form der Berge, charakterisirt durch die sie 50 bildenden Gebirgsarten. Und weiter heißt es (das. 230, 29): Eine solche Anschauung geht auf den Begriff der Gestalt; das Gesetz ihrer innern Verknüpfung, die Reihe ihrer Entfaltungen wird zum Studium, und man besorgt nicht, dadurch den Zauber der Erscheinung zu zerstören. Allein Begriff und Studium können nur Vorbereitungen, Hülfsmittel sein, Maß angeben, Schranken setzen; die Ge- 55 stalt ist immer Eins und ein Ganzes, immer mehr und ein Andres. Da tritt nun das Unbegreifliche, durch kein Studium Erreichbare ein, das was nur gefühlt und geschaffen, nicht gemacht werden kann. So geht das Kunstwerk wieder in ein Naturwerk über.*

Univ.-u. Landesbibliothek Düsseldorf
111/112. Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Abschluss dieses Punktes, der Objectivität des Idealismus, noch folgende Stelle (II. 231, 27 ff.): *So schliessen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, dass sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden und Darzustellenden, wie unergündlich gerade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, die Entwicklungsgesetze ihrer Verwandlungen* [d. h. ebenda 23—27: *Die Gesetze ganzer Reihen von Gestalten, ihre Entfaltung nicht bloß im Raum, sondern auch in der Zeit, was dem Innern des Menschen näher tritt, die mannigfaltigste Anwendung auf den Gedanken und die Empfindung gestattet*], *die reinen Masse der Schönheit, alles in dieser Dichterindividualität geschöpft, erkannt, geahndet an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge, und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das individuell und einzeln Interessirende würdig und poetisch auftreten kann.* Vergleiche auch IV. 55, 27—31.

Wir nennen also ganz dasselbe idealisch, weil es rein aus der intellectuellen Kraft stammt, weil es, scheuen wir den Ausdruck nicht (obwohl ihn H. nie gebraucht hat), apriorisch ist; und nennen es objectiv, naturgetreu, weil es die Wahrheit der Wirklichkeit enthält; denn diese Wahrheit liegt in der Form (IV. 257. 258). Nun zeigt uns aber das Idealische die Wahrheit nicht nur nackt, sondern auch rein, wie es die Wirklichkeit niemals kann. Wir legen jedoch darum großes Gewicht darauf, dass ein nicht wirkliches, idealisches Gebilde Objectivität habe, weil wir nur die an der Wirklichkeit erfasste Wahrheit als Maßstab der idealisch dargestellten anlegen können, weil im Reiche des Idealen nur die Kräfte und Elemente der Welt gezeigt werden sollen, aber freilich in einer Vollendung, die nur dem Idealen eigen ist; und wir nennen den Künstler, Dichter, Denker, indem er echt Idealisches hervorbringt, darum mit besondrer Betonung rühmend objectiv, weil er gerade nur und immer mit seinem Gegenstande, einer Figur, einer Handlung, einer Begebenheit, beschäftigt ist und an ihm bildend wirkt, uns nicht sich selbst zeigt und hören lässt, sondern immer die Sache, die Handlung, die Personen. Denn gerade so, in sein Object versenkt, und es vor uns hinstellend, wirkt er am mächtigsten auf das beschauende Subject, nämlich ganz wie die Natur, aber reiner und stärker, sie bereichernd und veredelnd.

Wie der Dichter hat also auch der Geschichtschreiber seine Objectivität (Abh. 308, 21 ff.): *Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, dass sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren*

61. in dem — *Anschauungsvermögen*] in dem Anschauungsvermögen, welches unabhängig von Natur, Kunst und Poesie, an sich besteht und sich auf jedes der drei oder alle drei richten kann. Gerade so ist oben S. 104 die Sache genommen; denn was hier *Anschauungsvermögen* heißt ist dasselbe was dort *Bschauung* genannt wird.

und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte 80 Zweck des Geschichtschreibers.

Diese Stimmung kennzeichnet H. in der Schrift über Hermann und Dorothea (IV. S. 153) durch zwei Merkmale: *Parteilosigkeit und Allgemeinheit*; durch beide erhebt sie sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann. Denn da unsre Thätigkeit in denselben weder auf ein Bedürfnis, noch auf eine einzelne Absicht [also nicht auf die Persönlichkeit] 85 bezogen wird, so ist sie von aller Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr selbst läge, frei, eine reine Anwendung aller derjenigen unsrer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorstellung außrer Gegenstände, fähig sind, auf das Ganze der Natur, oder, fügen wir mit Rücksicht auf den Geschichtschreiber hinzu: des Geistes. Denn, so sagt H. weiter (das. 154), der Geschichtschreiber 90 muss das Ganze seines Stoffes übersehen, alle Verbindungen desselben aufsuchen, immerfort unparteiisch vor ihm dastehn, und für alle mannigfaltigen menschlichen Empfindungen und Lagen Sinn haben, um jede, die er vor sich erblickt in ihrer Eigentümlichkeit zu verstehen. Er erzeugt, wie der objective Dichter, 94 jene (spinozistische) Klarheit und Ruhe des Gemüts, indem er, wie dieser, die Gesetzmäßigkeit im innern Charakter der Menschheit (103, 10. 129, 18) enthüllt*).

Kehren wir nun zur Abhandlung zurück, hoffend, dass was noch nicht völlig klar geworden ist, hier noch werde aufgehellt werden. Ich habe im Vorstehenden mich bemüht, den Begriff der Form nach H. so zu bestimmen, wie er für die Kunst und für die Wissenschaft gleichmäßig in Betracht kommt, ohne auf die Unterschiede zu achten. Letzteres hat allerdings H. gerade in der Abhandlung ganz unterlassen, da er nur die Gleichheit zwischen Geschichtschreibung und Kunst verfolgt. Dazu veranlasste ihn nicht bloß sein gegenwärtiges Object (mit allen den Beziehungen, die ich schon erwähnt habe), sondern die von ihm immer festgehaltene Ansicht, dass Speculation, Erfahrung und Kunst, als Erzeugnisse desselben in sich einheitlichen Geistes bloß verschiedene Richtungen seiner Thätigkeit (307, 13 ff.) und nicht von einander gesondert sein können, vielmehr einander innerlichst und wesenhaft verwant sein müssen. Wenn dies aber auch festgehalten wird, so dürfen darum doch die Differenzen nicht übersehen werden. Wenn ich jetzt diese nachhole, so soll damit keine Kritik H.s gegeben sein, die hier ein für allemal ausgeschlossen bleibt; sondern es soll H. allseitig aufgehellt werden, wozu auch einige Stellen aus der Schrift über die Goethe'sche Dichtung nachzuholen sind.

Dann aber ist auch bisher noch nicht gezeigt, was im Idealischen das bestimmende Gesetz sei, für den Künstler wie für den Denker.

*) Das heißt nicht, dass der Historiker sowohl selbst kalt sei als den Leser kalt lasse, sondern das Gegenteil. Er soll nur nicht seine Gefühle, und sein Lob oder seinen Tadel aussprechen und dem Leser aufdrängen; sondern, wie der Dichter, von mächtigem Gefühl bewegt, soll er die historischen Gestalten und Verhältnisse vor uns hinzeichnen. So wird er uns erschüttern, rühren, aufregen, und doch nur die Welt, die er uns zeichnet, 95 lebendiger vor uns hinstellen, uns noch tiefer und mit noch mehr entschiedener Selbstvergessenheit in dieselbe versenken (IV. 87, 2—6. 171). Er braucht und soll z. B. Alba nicht wieder- 97 holt den Bluthund nennen; aber er zeichne ihn, wie ihn etwa Goethe gezeichnet hat: die Wirkung auf das Gefühl des Lesers wird nicht ausbleiben.

Wir dürfen auch das C. II. unserer Abhandlung noch nicht verlassen: denn dort (307, 26) begegnet der Terminus *innerer Charakter*. Charakter hat die praktische Person, und folglich seine Handlung: denn jener verkörpert, offenbart sich in dieser; Charakter hat der Dichter und Künstler und ihre bildende Tätigkeit, und folglich das Gedicht und die Dichtungsart (IV. 173, 1). Auch das leuchtet ohne weiteres ein, dass Charakter und Form zusammenhängen; und wir werden sagen, der Charakter bestimme die Form, und weil er sich durch die Form und in ihr zeigt, so schafft der Dichter den Charakter einer Gestalt und seiner Dichtungsart, indem er seiner Schöpfung die ihr angemessene, ihr notwendige Form verleiht. Also auch die Begriffe der Notwendigkeit und Gesetzlichkeit sind mit dem Charakter unauflöslich verbunden. Wo nur immer echte Form, da ist auch Charakter.

Der Charakter ist also immer ein Inneres, selbst wo es sich um einen Naturkörper oder ein, auch immer nur sinnlich wahrnehmbares, Kunst-Werk handelt; er wohnt denselben inne und spricht aus ihnen — durch die Form. Die Form ist die Sprache des Charakters; an ihr wird er erkannt. Er aber ist immer unsinnlich, nicht nur bloß geistig erfassbar, sondern immer idealisch, also auch durch *bloße Verstandesoperation* (307, 35) nicht zu erkennen. Und doch ist er, weil das von innen heraus bestimmende Form-Princip, das schaffende Leben in allem Sein und Werden. In ihm liegt das Wesen oder die Wahrheit aller Natur und aller Geschichte, und ihn muss also die Kunst darstellen und die Wissenschaft ergründen.

Hier tritt uns nun aber ein neuer Gesichtspunkt entgegen, indem wir an die Doppelheit des Seins erinnert werden, an ein Reich des Geistes, d. h. eine moralische Welt, über, neben und in der körperlichen Natur. Zwar das wird niemanden irren, dass wenn von Charakter die Rede ist, nicht immer der moralische Charakter gemeint ist. Auch die wissenschaftliche Tätigkeit, die Phantasie, das Gefühl hat einen Charakter, und so auch die Gestalt des menschlichen Leibes, die Gesichtszüge. Auch ist es nicht schwer, einen allgemeinen Charakter, wie den der menschlichen Gestalt überhaupt in Gegensatz gegen die tierische, und einen individuellen, den Charakter dieser einzelnen Gestalt, zu unterscheiden. Aber besondere Aufmerksamkeit fordert nun eben der Umstand, dass, während wir so leicht äußere und innere Formen, also einen äußern und einen innern Charakter, unterscheiden, wir doch behaupten, der Charakter sei immer ein Inneres, und wir könnten ihn sogar die Seele der Form nennen (IV. 139, 32. 124, 31. 125, 10 f.). Kurz, das Innere ist ein relativer Begriff; und solche Begriffe erfordern Behutsamkeit.

Die Kunst verlangt in ihrer Form Ebenmaß und Harmonie. Schön dürfte nach H. zu definieren sein: von der Phantasie in reiner Gesetzmäßigkeit harmonisch geformt. Wenn wir oben fragten: woher das Gesetz? so können wir jetzt schon antworten: vom Charakter; er ist es, der die Form des Ganzen und der Teile bestimmt. Während das Ganze aus den Teilen zusammengesetzt wird: ist der Charakter das Ganze, welches sich seine Teile in ihm angemessener Form schafft und zusammenhält, die organisierende Macht. Damit aber ist die Sache nicht erschöpft; sondern es wird weiter gefragt: ist das Gesetz immanent oder transcendent? Oder: da die menschliche

Gestalt geistige Person und Leib ist, stammt das den Leib organisierende Gesetz aus ihm selbst, wie das die Person leitende aus ihrer geistigen Natur? oder ist das letztere zugleich das Gesetz für die Form des Leibes? Nach H. müsste man antworten: das Gesetz kann nur immanent sein; aber die Gestalt mit ihrem Form-Gesetz und Charakter und der geistige oder innere Charakter (d. h. Charakter des Innern) müssen *genau für einander passen* (IV. 133, 20. 139, 2). Und so besteht doch ein bestimmender Einfluss des innern Charakters auf die äußere Form. Der innere Charakter muss ebensowohl Festigkeit und Wahrheit haben, wie der äußere, und beide müssen einander entsprechen (129, 16 ff). Gerade darin, dass er wie eine Seele aus ihr hervorstrahlt, dass sie nur der zartgebildete Körper des Charakters oder des innern geistigen Wesens scheint, liegt die *natürliche Wahrheit* der dichterischen Figur; und dadurch gewinnt die Gestalt Ausdruck (I. 257).

Die Form hat also einen Gehalt (IV. 125, 11) und dieser ist der Charakter. Sie hat aber einen doppelten Gehalt oder Charakter: einen sinnlichen, der teils in der Natur der formbildenden Elemente, teils in der Combinationsweise, der Einfachheit und Schlichtheit oder Mannichfaltigkeit und Verwickeltheit der Formen, die zur Form zusammengefasst sind, unmittelbar liegt mit immanentem Gesetz; und einen geistigen Gehalt, der in die sinnliche Form gekleidet wird, um durchzuscheinen. Insofern als die äußere Form geeignet sein muss, die innere hervorscheinen zu lassen, wird sie vom innern Charakter bestimmt.

Hier wäre nun die Gefahr vorhanden, die Kunst in falschem Sinne symbolisch zu machen. Dies geschieht, wenn, ohne Rücksicht auf die Wahrheit und Notwendigkeit der äußern Form in sich, diese von dem innern Charakter oder dem Gehalt, den sie tragen soll, gestaltet wird, was nur Missbildungen erzeugen kann. Der echte Künstler *nimmt seinen Stoff immer so, wie er einen überwiegend großen Gehalt für den innern Sinn hat und doch zugleich für den äußern vollkommen gültig ist* (140, 9—11).

So sind Natur und Geist oder Menschheit für einander in übereinstimmendem Charakter geschaffen. Die Natur selbst hat eine *geistige Gestalt* (140, 18), und *der Geist der Menschheit und der Natur ist im Grunde nur einer und ebenderselbe* (das. 25). Es ist also auch nicht der geistige Charakter, der den sinnlichen bestimmt, weder in der Wirklichkeit, noch in der Kunst; sondern die Ideen sind es, welche beide Arten der Charaktere, beide Formen der Wirklichkeit bestimmen; und wenn nun eine Idee ein Kunstwerk oder eine Handlung bestimmt, so wird sie ihren Schöpfungen nach ihren beiden Seiten hin übereinstimmende Charaktere geben. Vgl. Ueber d. Sprst. 259, 25.

Idealisch ist, was der Schöpfung eines Ideals dient; und ein Ideal ist ein Individuum, in welchem sich die Idee rein darstellt. So schließt sich H.s Aesthetik zusammen.

Der Charakter war es, der uns zur Idee geführt hat, also weiter, als wir an jener Stelle der Abhandlung in dem Gedanken-Gange derselben schon gelangt sind. Wir haben somit das Ziel derselben in voraus kennen gelernt, das uns auch schon in C. III. begegnet. Die Ideen werden nämlich sogleich eingeführt (308, 17—20) als von zwar sichtbarer, dennoch unbegreiflicher Wirk-

samkeit. Nun wird zunächst (309, 2—16) die Geschichte mit der Kunst nach ihren Principien verglichen. Sie bilden einen Gegensatz. In beiden bestehen Idealität und Objectivität in einander; aber in der Kunst herrscht die Idealität, und die Objectivität ist nur Mittel; in der Geschichte ist Objectivität das Ziel, und Idealität nur Mittel.

C. IV. beginnt hierauf die genauere Entwicklung des Begriffs der historischen Darstellung, und H. verfolgt noch weiter die Analogie derselben mit dem Verfahren des Künstlers.

Die Nachahmung der Natur kann äffisch geschehen, oder aber so dass die Gestalt, zuerst durch Naturwissenschaft (also in beschauender Stimmung des Gemüts, s. oben S. 104) und Mathematik allgemein ergründet, dann von der Phantasie aufs neue geboren wird. Dabei wird sie idealisirt, da sie nur das Notwendige enthält, die Wahrheit der Natur. Die falsche und die echte Kunst wird durch einen Hinweis auf die mexikanische und die ägyptische Kunst erläutert, wozu die griechische als Vollendung tritt.

Nachdem so für den Künstler die Ideen als Ausgangspunkt hingestellt sind, wird C. V. die Anwendung auf den Geschichtschreiber gemacht. Unterscheiden sich beide so, dass jener sich über die Wirklichkeit erhebt, dieser sich in sie vertieft, so wird letzterer um so weniger jenen schwierigen Weg des Künstlers zur Wahrheit meiden können. Was er zu suchen hat, ist innerer Zusammenhang der einzelnen Umstände der Begebenheiten, folglich Kenntnis der Kräfte, welche diesen Zusammenhang bedingen, sowohl ihrer an sich in abstracto, als auch ihrer Richtung in dem gegebenen Augenblick, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, endlich ihrer Verbindung mit dem gleichzeitigen Zustande und den Veränderungen, die diesen erzeugt haben.

Wenn nun H. diese Darlegung mit dem Satze schließt (313, 39): *In diesem Sinne muss das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein*, so werden die Ideen hier zu frühzeitig eingeführt. Denn was wir bisher gelesen haben, führt nur auf den causalen Zusammenhang, für welchen Verstandesoperationen ausreichen. H. hat denselben Fehler schon 311, 30. begangen. Die Form wird erst dadurch ideal, dass *als Drittes* (das.) die Idee hinzukommt. Die Form an sich, als Product von Stoffen und Kräften, ist noch rein mechanisch. H. hat unbeachtet gelassen, wie viel Verstandestätigkeit, er 310, 22—25 dem Künstler zugemutet hat, bevor er dessen ideale Phantasie hinzutreten lässt.

So ist H.s Denken vom geraden Wege abgelenkt: das Folgende (314, 1 ff.) schließt sich nicht an das Vorangehende. Hier ist noch keine Veranlassung von Teleologie zu reden. Aber H. lenkt bald wieder ein, schon 314, 32. mit den Worten: *Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden*, womit er zur *Form* gelangt. Hier spricht er den Grundgedanken seiner Erkenntnis-Theorie aus und hebt namentlich für die Geschichte die Identität der in dieser und im Innern des Forschers wirkenden Kräfte hervor.

In dem Kreise der im Menschen wirkenden Kräfte, welche die Form erzeugen, sollen nun auch die Ideen liegen (315, 25).

Zunächst aber (führt C. VI. aus) erscheint die Geschichte, während ihre Form gesucht wird, als ein durch mechanische Kräfte getriebenes Werk; und durch das ausschließende Verfolgen dieses Weges wird gerade das verkannt, was man auf demselben sucht: *die wahrhaft schaffenden Kräfte*. Denn der Mechanismus des Lebens hat nur scheinbar selbständige Bewegung; seine Kräfte gehorchen vielmehr frei wirkenden Impulsen, denen sie untergeordnet sind. Wir kommen schon weiter, wenn wir neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre die kleinern und größern Ganzen ins Auge fassen und an ihnen als lebendigen Wesen in gleicher Weise gewisse Entwicklungsformen und Gesetze erkennen, wie das Aufsteigen zu einem Gipfel und Herabsinken davon u. s. w. Aber auch in diesen physiologischen Verhältnissen liegt das schaffende Princip noch nicht. — Am meisten Behutsamkeit erfordert die Betrachtung der psychologischen Kräfte, weil sie das lebendige, und doch nicht das ideale Individuum erfasst.

Alle diese Betrachtungsweisen vereint erschöpfen die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten noch nicht; sie erklären nur die in regelmäßigen Kreislauf wiederkehrenden Erscheinungen. Dabei verliert man den Blick für den freien Impuls einer ursprünglichen Kraft, also für die Idee.

Man muss notwendig aus dem Gebiete der Erscheinungen heraustreten, um es völlig und wirklich zu begreifen, um die *Grundidee* (317, 10) der Geschichte zu finden: *die Weltregierung*. Wenn wir auch ihre Plane unmittelbar nicht erforschen können, so offenbaren sich dieselben doch an den Begebenheiten selbst und sind an ihnen zu erkennen, obwohl nur von einem Gesichtspunkte, der außerhalb ihrer im Gebiete des Unsinnlichen liegt.

C. VII. Es liegen also außer den schaffenden Kräften in den Begebenheiten auch Ideen, welche allen diesen Kräften erst den Anstoß und die Richtung verleihen, ja die eigentlichen Herde der Kraft bilden (318, 16. 22).

Um H. völlig und recht zu verstehen, müssen oder dürfen wir, meine ich, die Analogie zwischen Kunst und Geschichte auch selbständig weiter verfolgen. Die Begebenheit ist der *Stoff*; aus dem der Dichter ein Kunstwerk, der Geschichtschreiber eine geschichtliche Tatsache bilden soll. Beide sollen die Wahrheit ihres Stoffes suchen, jener in dem Zusammenhang der Teile zur ganzen Gestalt, dieser in der Verkettung der darin zusammenwirkenden Kräfte. Darum muss er die Physik (Physiologie, Psychologie) der historischen Kräfte kennen. Hierzu bedarf der Historiker, der echte im vollen Sinne des Namens, wie der Künstler, der *Phantasie*, deren Wirksamkeit H. in der Abhandlung (306, 32) nur mangelhaft andeutet. Denn wie der Künstler das Notwendige der Gestalt durch eine gewisse Abstraction von der Wirklichkeit erfasst, indem er nämlich von den Verhältnissen der empirisch gegebenen Formen diejenigen aussondert, welche zufällig in den concreten Individuen vorkommen, aber den Charakter der Gattung entstellen und der innern Form nicht entsprechen, welche gar nicht oder nicht so wie sie sind aus dem Ganzen folgen: so hat auch der Historiker zu abstrahiren von allem, was die wahrhafte Gestalt einer Begebenheit stört oder belastet, ihr nicht wesentlich angehört, weder ihren Charakter bedingt, noch von ihrem Charakter bedingt wird. Diese Abstraction darf aber weder der Künstler,

noch der Geschichtschreiber einseitig mit dem Verstande vollziehen; denn was dieser nach seiner Abstraction übrig ließe, wäre ein dürftiges und weder für den Künstler, noch für den Philologen brauchbares *caput mortuum* (denn ich spreche hier nicht minder als Schüler *Böckhs*, wie H.s); in beiden Fällen aber wird ein vollständiges Bild verlangt. Nur die Einbildungskraft, freilich
 103 nicht ohne Verstand, löst die wunderbare Aufgabe, *indem sie aus dem Gebiet der Erfahrung in ein ideales übergeht, allen zufälligen Ueberfluss und alle*
 105 *zufälligen Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum zeigt* (I. 217 u. IV. oft). Freilich bildet die Wissenschaft ihre Gestalten nicht durch Umrisse, sondern durch *Einheit nach Begriffen* (IV. 162, 32); immerhin muss auch sie sich dazu in das *Unendliche der Vernunft* versetzen.

Wie es in der Kunst die Idee ist, welche die äußere und innere Form, Gestalt und Charakter verbindet, so ist es auch in der Geschichte die Idee, welche den Begebenheiten die Seele, den Gehalt leiht und die Form bestimmt. Ein Ideal schafft der Geschichtschreiber freilich nicht, aber doch ein idealisches Bild (eine intellectuale Anschauung).

So hat H., wie ich meine in vollster Consequenz der Analogie (wobei die Verschiedenheit zwischen Kunst und Wissenschaft nicht übersehen zu werden braucht), seinen Ideen den Raum in der Geschichte verschafft, und wir haben nun zu sehen, wie viel er uns von ihnen zeigen kann.

Zuvor nur noch eine Bemerkung. H. hat seine ästhetische Theorie nicht nur an Goethe entwickelt, sondern auch gewiss an ihm gewonnen, aber nicht durch ihn, sondern durch Schiller; und selbst den Grundgedanken für die Aufgabe des Geschichtschreibers, die Analogie der Geschichte mit der Kunst, verdankt er Schiller. Das bekennt er selbst in dem Briefe an Goethe, mit welchem er die Sendung unserer Abhandlung begleitete. Darin heißt es
 108 (Briefwechsel zw. G. u. den Gebr. v. H. S. 269. 270): *Es wird Ihnen vielleicht eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu*
 10 *vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange, und sollte nicht auch wirklich etwas sehr Aehnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Uebereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt*
 15 *werden. . . . Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, dass man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloß: und doch muß der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien*
 20 *mir damals paradox, und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abh. großentheils ihre Entstehung. Und so hat wol auch H. seinen Satz: Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich mit Bewusstsein dem Satze Schillers:*

3 diese Idee] dieser Gedanke.

11—12. Wenn—schaffen] vgl. Briefw. zw. Sch. u. H. 1876. S. 27.

die Weltgeschichte ist das Weltgericht an die Seite stellen wollen. Wenn letzterer an den Chor in der Tragödie denken lässt, so spricht Schelling diese Beziehung auf den Dichter offen aus, indem er die Geschichte *das unendliche Drama* nannte. Auch dies war H. gewiss bekannt; sein Satz aber ist objectiver und wissenschaftlicher als die beiden ältern. — Schade, dass uns nicht eine Antwort Goethes auf diese Aeußerung vorliegt.

Die Idee äußert sich auf zwiefachem Wege, einmal indem sie die Richtung bestimmt, in welcher nun die Kräfte allmählich und nach mechanischem Gesetz sich ausbreiten und anwachsen; dann aber, indem sie als neue Kraft in die Wirklichkeit eintritt (318, 26—31), oder vielmehr (genauer ausgedrückt) indem sie die vorhandenen Kräfte neu combinirt und zu neuer Gestaltung befähigt: denn immer liegt ihr Wirken völlig in der Wirklichkeit (sie ist, glaube ich nach H. sagen zu können, ganz und gar immanent; nur unsre Vernunft muss transcendent sein, um sie in ihrer Immanenz zu erkennen 317, 35—4), im unzertrennbaren Zusammenhange der toten und lebendigen Kräfte, welche auch niemals anders denn nach den Gesetzen ihrer Natur wirken (315, 27—29), welchen sich also auch die Idee beugen muss, wo sie nicht an ihnen einen erhebenden oder beflügelnden Träger findet (316, 21—23, 319, 20—39), von denen sie sich aber in ihrem Wesen doch unterscheidet.

Hiernach dürfen wir also gar nicht erwarten oder fordern, dass uns H. etwas neues, besondres nenne, was Idee sei. Der Satz: Ideen sind das leitende und schaffende Princip der Geschichte, hat keinen andren Sinn als den, dass im Endlichen sich das Unendliche spiegelt und zur Erscheinung kommt (319, 36—39), und zwar immer in der Individualität.

H. hat also, da die allmähliche Entwicklung der Ideen allgemein zugestanden wird, nur die andre Betätigungsform der Idee nachzuweisen, jene plötzliche, unbegreifliche. In der Natur, meint er, sei sie weniger nachweisbar, am meisten wohl noch im Leben der Organismen. Hätte er Darwin kennen gelernt, so hätte er wohl jedes Hervortreten einer neuen Classe von Pflanzen und Tieren (der Dikotyledonen, der Säugetiere) als Aufkommen einer neuen Idee angesehen. Statt dessen musste H. den Gedanken seiner Zeit Tribut zahlen, und er vermutete Ideen gerade im abnormen Zustande des Lebens, in Krankheitsformen, die ohne erklärliche Ursachen entstehen und schwinden und auf einen verborgenen Zusammenhang der Dinge hinweisen.

C. VIII: Jede menschliche Individualität aber ist nach H. eine Idee; daher bleibt bei der psychologischen Auflösung derselben immer ein unlöslicher Rest, ein *x*. Das ist noch klarer an der Individualität der Nationen, als an der der Einzelnen (vgl. Einl. zu §. 1 der großen Schr.)

Idealische Formen nennt H. Sprache, Kunst, Wissenschaft u. s. w. alles das, was er oben (314, 18—31) als Zwecke, welche die teleologische Betrachtung aufsucht, verworfen hat. Er nennt es hier nicht *Ideen*, obwohl er es sonst oft tut, (sogar das. 23) und nannte es das. 19 *Begriff eines idealen Ganzen*. Was war denn H.s Meinung? Handelt es sich nach ihm in der Geschichte, wie es schließlich 321, 31—34 heißt, um die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden ver-

Univ.-u. Landesbibliothek Bonn
urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0101-9
DFG
100/10 Landesbibliothek Düsseldorf

mag: so wäre es doch seltsam, wenn er die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte als seine Diener und über die Erde als seinen Garten, den er mit Frucht- und Zier-Pflanzen und mit den Werken aller Künste schmückt, nicht als Darstellungsformen jener Idee ansehen sollte. Er tadelte aber nicht nur überhaupt die teleologische Betrachtung, sondern auch die dabei hervortretende abstracte Auffassung jener Dinge als unlebendiger Wesen, als bloßer *Begriffe idealer Ganzen*. Das Factum und der Zustand, dass die Erde überall bevölkert und angebaut ist, der Zustand der Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, sei es auch der Besitz vollendeter Kunstwerke, vollendeten Wissens, und vollkommener Sittlichkeit, das ist alles freilich idealisch genug, aber ist eben nur ein Begriff, dem alles Leben fehlt. Denn nur das Individuum lebt; es allein ist das genießende und das tätige, und dies fehlt in all jenem. Wird aber all jenes auf den lebendigen Menschen bezogen, als seine Aufgabe, seine Leistung, sein Lohn, hauptsächlich aber eben als seine Tätigkeit, sein Ringen und Streben, so mag man es vorsichtig *idealische Formen* nennen, sc. des Menschenlebens, oder Formen der Idee der Menschheit, oder auch ohne Bedenken kurzweg Ideen. — Endlich kennt H. noch drei Ur-Ideen: Schönheit, Wahrheit und Recht (vgl. den Commentar), also nicht Schönheit, Wahrheit und Güte. Was er aber hier Wahrheit und Recht nennt, heißt bei ihm in der großen Schrift Ueber d. Versch. d. m. Sprachbaues 6, 19—24 *Güte*. Er deutet hier nur so kurz an, dass wir seinen vollen Gedanken bloß durch Combination erraten können. Ich vermute als seine Meinung diese: Die Kunst ist nur eine idealische Form; das Kunstwerk ist idealisch und schön, insofern es die in dem Natur-Object verhüllte und gestörte Ur-Schönheit offenbart. Analoges gilt von unsrer Wissenschaft, unsrem Recht, unsrer Güte.

Ueberhaupt können wirkliche, eigentliche Ideen nur im Leben sein; darum eben nicht in Kunst und Wissenschaft als Zuständen, sondern nur im wirklichen Individuum. Ferner ist die Idee unendlich, und also kann es nur eine Idee geben, und schon was er die drei *ewigen Urideen alles Denkbaren* nennt, sind nur der im Prisma des Gedankens in Dreifachheit erscheinende Strahl der einen unendlichen Idee. Selbst wenn H. von der idealischen Totalität eines Kunstwerks spricht, so meint er zwar damit zunächst bloß die Totalität eines Kreises, fügt aber oft genug, und zwar an den entscheidenden Stellen, hinzu, dass diese Totalität in Wahrheit die unendliche sei, indem jeder Kreis mit allen Kreisen zusammenhänge, und das Kunstwerk also eine Aussicht in die Unendlichkeit gewähre, und gerade insofern nennt er es idealisch (vgl. den ganzen ersten Teil der Schrift über Hermann und Dorothea, besonders 123 S. 31). Er gebraucht selbst den Ausdruck: *Absolute Totalität muss eben so sehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen sein, als das gerade* 125 *Gegenteil davon* (Zersplitterung in einzelne Erscheinungen 20, 12) *der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist*. 32, 15 nennt er das Kunstwerk das *Allumfassende* und erklärt Z. 24—26: *Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt außerhalb derselben gefunden hat,* 129 *auf dem man mit Sicherheit fusen kann*. Die Schrift und die Abhandlung weisen nun eben nach, dass die Idee, die eine unendliche, dieser Punkt ist,

auf den der Künstler wie der Geschichtschreiber sich zu stellen hat. Die Phantasie und die Vernunft, wie ich schon sagte, ist transcendent; aber die Idee, welche jene darstellt, ist dem Kunstwerk einverleibt; und eben so immanent, den Tatsachen innewohnend ist die Idee, welche der Geschichtschreiber nachweist.

Es kann also gar nicht davon die Rede sein, dass es eine Mehrheit von Ideen geben, welche sich nach Art der Begriffe als allgemeinere und besondere einander über- und unterordnen. Es gibt also auch für den Dichter nur ein Ideal, das dem Geist der Menschheit und der Natur (der im Grunde 130 nur einer und ebenderselbe ist) gleich sei (140, 24—26). Gibt es nur ein Ideal, so gibt es auch nur eine Idee. — In gleichem Sinne heißt es in einer andren Abhandlung (IV, 274): *Dennoch ist es unlängbar, dass die physische Natur nur Ein großes Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen.* So gibt es auch für 134 beide nur Eine Idee. Vgl. auch in der großen Schrift 60, 23 f. und oben in der allgemeinen Einl. S. 19. Anm. zu Z. 141.

Was also sind Ideen? Der Strahl des Unendlichen, der absoluten Urkraft, der sich in ihrer Schöpfung, dem All der Erscheinungen, wie in einem Spectrum zerstreut*). Und wie alle Erscheinungen, nach Kant und H., nur Producte unseres endlichen Bewusstseins sind, so sind die Ideen nur unsere zersplitternde Auffassung des Einen Unendlichen. In diesem Sinne reden wir von Ideen in der Vielheit; wir sehen sie in den Familien der organischen Wesen, und in den Natur-Individuen, in dem Geiste der Menschheit und in jeder Individualität, eines Einzelnen oder eines Volks, besonders klar aber nur in wenigen ausgezeichneten Individuen. Der Künstler stellt die Idee, d. h. den Charakter der Gattung, in einem Individuum so ideal, d. h. so der Idee angemessen dar, wie es die Wirklichkeit niemals zeigt; der Historiker zeigt uns in den geschichtlich wirklichen Individuen die die Geschichte leitenden Ideen als sich geschichtlich verwirklichend, erscheinend. Die letzte Idee aber aller Wissenschaft, namentlich der Geschichte — die Idee, welche für uns das Absolute unmittelbar und völlig deckt, ist die *Weltregierung* (oben) oder das *Lebensprincip* (die große Schrift 8, 5). Wir werden hierauf zurückkommen.

*) Vgl. Einl. zu §. 1 der großen Schrift gegen Ende.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des 305
Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto C. I.
vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlässliche Forderung seines Geschäfts, und das

3. einfache Darstellung] Darstellung schlechthin oder im vollsten Sinne.

5 Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden.
 10 Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden, und auf einander folgenden, Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang
 15 selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vor-
 20 gegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von
 306 allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit
 5 gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in

5—8. *Von dieser Seite — aber]* Demnach könnte es scheinen, als wäre er *nur — schöpferisch*. Dies aber ist ein falscher Schein. Denn *das Geschehene ist . . .* Das Correlat folgt 306, 21.

9. *das Uebrige]* der andre Teil des Geschehenen.

11—15 betrifft den Geschichtschreiber im hohen Sinne. *Ganxes, Gestalt* s. Einl. S. 108.

16—4 betrifft die Erhebung des ungebildeten zum gebildeten Erzähler.

17. *wirklich zugetragen]* was sich der unmittelbaren Beobachtung ergibt, ohne subjective Zutat in Unterschiebung von Absichten, in Verbindung von Ursachen und Wirkungen.

19—20. *Vorgegangene]* Erscheinende.

20. *Falschheiten oder Unsicherheiten]* weil das Eingemischte zwar schwer zu vermeiden, aber wenn nicht geprüft, falsch oder unsicher ist.

4. *objective Gemüthsstimmung* schweift in die höchste Forderung über.

4—6. *daher — erhalten]* weil der causale Zusammenhang, ja sogar der volle Ueberblick über die Sachlage erst lange nach den Ereignissen dem Geiste klarer wird. Vgl. die große Schrift 26, 28—27, 5.

6—10.] Die Objectivität der Geschichte wird nur durch den Verstand verbürgt (Kantisch).

ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen. 10

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hiefse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang 15 gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muß daher der Geschichtschreiber hinzufügen. 20 Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben so wohl, als der Dichter, muß er das 25 zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers C. II. und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen 30 durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt

11. *des wirklich Geschehenen*] dessen, was in der Sinnenwelt sichtbar ist. Vgl. 305, 8. 16. 17. Der Zusammenhang ist: Wie bedenklich auch jede subjective Zutat zum sinnlich erfassten Geschehenen sein mag, so ist sie doch unentbehrlich, weil ohne dies Geschichte unmöglich.

15—20. *die eigentliche — hinzufügen*] schweift wieder über in die höchste Stufe; denn durch das Beharren beim sinnlich Beobachteten entsteht nicht einmal die niedrigste Erzählung.

19. *oben*] 305, 8. 9.

26. *zerstreut — verarbeiten*] das Zerstreute sammeln und das Gesammelte dann in seinem Geiste erst zu einem Ganzen verbinden. Das tut aber schon der gesunde Kopf. Z. 3.

30—34. *der erstere — Phantasie*] das gilt aber schon vom Erzähler; folglich auch vom Geschichtschreiber. Ersterer aber erfasst noch nicht die Wahrheit des Geschehenen.

und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heist darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muß daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst;

38. *hiermit*] mit dem Standpunkte des Erzählers.

6. *Form der Nothwendigkeit*] vgl. oben die Einl. S. 105. 107. 109. Im Folgenden liegt der Gegensatz in *geben* Z. 7. und *finden* Z. 9. Vgl. 314, 36. 37.

7. *ihre Gesetze*] der Nothwendigkeit oder der Form d. N.; denn die Nothwendigkeit ist nur Form.

8. *ihre Spur*] gleichgültig ob der Ideen oder der Nothwendigkeit.

9. *des Wirklichen in s. W.]* in seinem niedrigern, sinnlich erscheinenden Teile. Indem er nur diesen rein erforscht, findet er in demselben die Spur der Ideen, und so erkennt er die Wahrheit des Wirklichen u. erhebt dadurch die Wirklichkeit zur Wahrheit. Vgl. Einl. S. 110.

20. *nicht Erreichbaren*] der Ideen. Nur beide Wege zusammen führen über den Erzähler hinaus.

wer dagegen gerade diesem über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Erzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht blofs beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die blofse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läfst, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Märchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schliessen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, welche die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

23. 24. *schlichte Naturbeschreibung*] Schlicht bleibt die Naturbeschreibung, so lange sie nur Teile erzählet und schildert; so aber genügt sie eben nicht; sie muss aufhören, schlicht zu sein, und muss Höheres erstreben. Z. 28—30. Vgl. oben die Einl. S. 106.

28. *zurückgedrängt*] Wenn sie etwa, weil er bedenklich sei, den zweiten Weg verlassen und aufgeben wollte.

29. 30. *Form — Daseins*] s. Einl. S. 109.

33. *Form alles Geschehenden*] s. Einl. S. 109, unten 308, 31.

35. *Assimilation*] Vgl. 315, 1—21.

38. *oder*] dieses gleichsetzende *Oder* wird aus 315, 12—15 begreiflich.

3. 4. *niemand — absprechen*] indem sie unmittelbar in lebendiger Treue das Leben der Zeit darstellen, zeigen sie, dass ihnen das Verständnis für die Form alles Geschehenden nicht abging. *Grund* scheint Uebersetzung des frz. *fonds*.

7. *welche*] oder *die* conjicire ich statt *den* in der ed. princ.

C. III. Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Bearbeitung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel gehandeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjektiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, so wie objektiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniß ihres Einflusses auf den

19. *in Eine Form*] in eine einheitliche Form eines Bildes. Vgl. Z. 23.

28—30. *erreicht — verfolgt*] Dieser Satz, der den Anfang der Abh. wiederholt, bedeutet, dass Idealität ohne Objectivität unmöglich ist. Einl. S. 112 f.

31—34. *Sinn für die Wirklichkeit — Darstellung*] ist das Organ für die Auffassung der *Form des Geschehenden* oder der *Begebenheiten*. 307, 33. 309, 20 ff. Der Inhalt dieses Begriffs war wenigstens schon angedeutet oben Z. 13—18, wozu noch kommt 309, 6—11. 23—27. Die Entwicklung der objectiven Seite dieses Begriffs, der seine subjectiv genau entspricht, erfolgt von C. IV. an.

Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies die Isolirung auf Zahl und Linie, in der Meta- 309
 physik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wunder-
 volle Behandlung der Natur, daß Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Ele-
 ment, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirk- 5
 lichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins
 in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewusstsein der innern geistigen
 Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, dass die Wirklichkeit, ihrer
 scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innre Nothwen- 10
 digkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur Ein Menschen-
 leben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch
 welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschicht-
 schreiber muß, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Be-
 gebenheiten so zusammen stellen, daß sie das Gemüth auf ähnliche 15
 Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder Verhütenden, die oft irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermesslicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, 20
 die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für
 die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern; zu verhindern, daß er nicht in das Gebiet bloßer Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn
 aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, daß es kein andres er- 25
 folgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt, als mit
 hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung
 zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschichte immer hervorbringen,

3—4. *Behandlung — wird*] es ist die Idealität gemeint, der Objectivität nicht fehlt.
 10. *innre Nothwendigkeit*] durch die Idee erzeugte, wie unten entwickelt wird.

Univ.-u. Landesbibliothek Düsseldorf

30 was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muß jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

C. IV. 35 Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muß das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte
310 sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erforderniß, ihre Wahrheit und Treue beruht.
5 Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt, ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen,
10 und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtsforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen
15 der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das, mehr Zweifeln unterworfenen des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden der äußeren
20 Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äußeren Um-

21—31. von innen heraus — zu machen] vgl. Einl. S. 109, 30. 111, 44—59, namentlich Z. 48.

risse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelt welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkennt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, daß sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der größte Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Aegypter und Mexikaner, an welchen dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt; beide mußten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, daß sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Styl ist*). Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form, oder Kenntniß organischen Baues, alles

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexikaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugniß über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntniß der Mexikaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äußersten Verfalls herrühren kann. Daß Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, daß sie von Griechen oder Römern herkommen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, daß die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

23. Begriff] Gehalt, Charakter, Bestimmung. Form ist hier das aus der Bestimmung und Lebensart des Ganzen und aus dem Beitrage jedes Organs zum Leben des Ganzen notwendig folgende äußere Verhältnis der Teile zu einander. Vgl. Einl. S. 114 f.

geht also auf Nachahmung der äußeren Gestalt hinaus. Nun aber muß der Versuch des Verfolgens der äußeren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mißlingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmaßes
 25 auch aus der Unbehüllichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

Wenn man den Umriss der Gestalt von innen heraus verstehen will, muß man auf die Form überhaupt, und auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese
 30 giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem muß, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugend-
 35 liche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die, mancherlei Vorbereitung fördernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäßigkeit der
 40 Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sichern Grund erst ruht der übrige äußere Umriss. Wo noch die genauere Kenntniß der organischen Bildung
 312 fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er fließende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes
 5 gesorgt hätte. Das Unerlaßliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.
 Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem

29. Hier sind *Begriff* und *Idee der Gestalt* so unterschieden, wie oben 310, 23. *Begriff* und *Form des Ganzen*, jedoch nicht völlig so. Nämlich *Begriff* ist die naturwissenschaftliche Erkenntnis vom Wesen des Organismus, hier wie dort. *Idee der Gestalt* aber ist hier abstracter nur das, was Z. 32—42 *reine Form* heißt.

30—32. *Zu Beidem — hinzukommen*] Vgl. Einl. S. 115.

32. 8. *reine Form* ist die abstracte Form, welche zwar die Verhältnisse der Teile unter einander und zum Ganzen des betreffenden natürlichen Gegenstandes richtig darstellt, aber die Modificationen im Leben nicht erfasst, und ohne Ausdruck ist (322, 1—5).

Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisterte Liebe zur reinen Form gegenübersteht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, 10 das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmässigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes 15 Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meißel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. 20 Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, dass er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntnifs des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht 25 ausschliessend den Reichthum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der befügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels 30 umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der bloßen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer 35 neuer Verhältnisse, und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

29. *streng beherrschender Ideen*] d. h. aus mathematischen Elementen je nach dem Gesetz des betreffenden Organismus zusammengesetzte Gestalten.

313
C. V.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur mittelst dieser. Dasselbe muß, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten große Behutsamkeit, damit nicht schon die bloße Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloß sie, und muß sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht be-
15 gnügen kann bei dem losen äußern Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muß, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muß er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch
20 viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, daß man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständniß ist nur das vereinte Erzeugniß ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läßt sich auch bei ihnen nicht Alles durch bloße Verstandesoperation, eines aus dem andern
25 logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faßt das Rechte, das Feine, das Verborgne nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander
30 reihend, aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden

1. von Ideen] nämlich von idealen Gestalten oder den Ideen der Gestalt.
4. historischen] aus 11, 32 ist Nachahmung zu ergänzen. Vgl. 310, 13 f.
11. 12. flüchtige Erscheinung] das bloße Bild, Umrisse.
16. Mittelpunkt] 310, 21.

Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, 35 dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchsuchung des Besondern immer die Kenntniß des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein. 40

Es versteht sich indeß freilich von selbst, daß diese Ideen aus 314 der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die 5 sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man 10 mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltchicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne 15 seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen todtten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker; 20

39. *Ideen*] sind hier nur erst die Gesetze des Geschehens. Vgl. 314, 32. Einl. S. 116.

16. *sie*] sc. die teleologische Geschichte.

17. *das Lebendige*] weil nur das Individuum lebendig ist, in das die Teleologie den Zweck nicht setzen kann. Vgl. die große Schrift S. 21, 13—22, 3.

18. 19. *Begriff eines idealen Ganzen*] Was dieser Ausdruck bedeutet und warum H. in all dem (Z. 19—31) keine richtige Auffassung der Idee erkennen kann, ergibt sich später. Vgl. auch Einl. S. 119 f.

in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede
 25 Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Uebungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem
 30 belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der laby-
 35 rinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei
 315 näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das
 5 Begreifen ist keineswegs ein bloßes Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloßes Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Ver-
 10 ständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, muß man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der

25—27. *ist nicht Beweis — Kraft*] und nur in den Kräften und im Lebendigen liegt die dem Historiker nötige Idee (Z. 17. 32. 315, 25.)

34—315, 8. *Was er — beides zugleich*] vgl. Einl. S. 110 und oben 313, 21—27 ff.

37. *Form*] die Form des Zusammenhanges der Kräfte ergibt die Gestalt oder die Idee der Begebenheit. Vgl. die Einl. S. 109.

2. *Analogon*] vgl. 307, 35—40 und 315, 13—17.

Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vor-
 bereiteten muß die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vor-
 empfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Ge-
 wifsheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war.
 Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Mafs und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern nur wegen mangelnder Kenntniß einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, dafs das ausschließende Verfolgen dieses Wegs gerade abführen würde von der

25. *im vorigen die Rede war*] Bis zu dieser Stelle waren sie aber nur erst ganz unbestimmt genannt, und noch kennen wir sie nicht. Vgl. 317, 10—12. 318, 7—19.

30. *In diesem*] sc. Zusammenhang. Hier zeigen sich die Ideen noch nicht, 316, 21.

Universitätsbibliothek Düsseldorf

Universitätsbibliothek Düsseldorf

Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daß in jedem Wirken,
5 bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller
Berechnung entzieht, und daß jenes scheinbar mechanische Bestimmen
doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muß also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Be-
gebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der
10 Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologi-
sches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanze,
die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die
einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie
auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen,
15 wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äußere Form der bürgerlichen Ge-
sellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit ein-
ander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und
das allmähliche Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Voll-
kommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin
20 eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch
hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form
erkannt, der er sich beugen muß, wo es nicht an ihr einen erheben-
den und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl
25 erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogieen zu
fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander
greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und
Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und
die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse,
30 beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am
häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese
Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten
welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama
des Alltagslebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit
35 aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureißen, und an die
Stelle des Weltchicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Be-
weggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege

in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läßt sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf. 317

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier ange- 5 deuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu classificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammen- 10 hangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäsig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, leben- 15 digen und geistigen Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäsig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und 20 psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läßt, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht blofs unerklärt, sondern unerkant.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte aufser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewiß bei blindem Verschliessen in demselben. Die 25 Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschicht- 30 schreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die

Univ.-Landesbibliothek Düsseldorf

Univ.-Landesbibliothek Düsseldorf

Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf
 35 Abwege führen. Allein die außerhalb der Naturentwicklung liegende
 Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst,
 durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erschei-
 318 nung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche
 Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man
 nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste
 in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre
 5 Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe
 des Geschichtschreibers geknüpft.

C. VII. Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch
 die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft.
 Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Ver-
 10 bindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des
 Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und
 Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die
 Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit
 verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch
 15 mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes,
 aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes
 Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, außer dem
 Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren
 Theilen durchwalten und beherrschen.

20 Dafs solche Ideen sich offenbaren, dafs gewisse Erscheinungen,
 nicht erklärbar durch bloßes, Naturgesetzen gemäßes Wirken, nur
 ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und eben
 so wenig, dafs es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschicht-
 schreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf
 25 ein Gebiet außer ihnen verwiesen wird.

Die Idee äußert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als
 Richtung, die, anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zu-

letzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden 30 Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen 35 werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich 40 doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in 319 Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, 5 hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des 10 urationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Indivi- 15 dualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigen-

15. 16. *eine Idee nationeller Individualität*] Die Individualisirung der Menschheit nach Nationen ist eine Idee; nun ist aber auch die bestimmte Form, in welcher diese Individualisirung in einem bestimmten Volke erscheint, die bestimmte Individualität eine Idee der Individualität, wie jede Verkörperung eines Gesetzes eine Idee ist. Dazu ist noch c. VIII. zu nehmen.

thümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

20 Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läßt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht
 25 minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber dafs der Keim, welchen sie in die-
 30 selbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, dafs diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, dafs die aus ihm aufspriessende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, dafs es die selbständige
 35 Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

320 In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sicherer Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen
 5 gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet

28—30. *Die Idee — entwickelt*] Das volle Verständnis dieses Satzes, der auf das Genie hinweist (vgl. 320, 25—28) wird in der Einl. zu §. 2 u. 3 der großen Schrift durch das lange Citat aus der Abh. *Ueber den Geschlechtsunterschied* in meiner sich daran knüpfenden Bemerkung gegeben.

wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in 10
 der einförmigen Forterzeugung verliert. Viel näher aber, als die
 Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische
 Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander.
 In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wie-
 wohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhält- 15
 nisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen
 folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders
 stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krank-
 heitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die,
 ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählich entstehen, eignen 20
 Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammen-
 hang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen,
 wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen
 historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung 25 c. VIII.
 wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor,
 daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint,
 um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche
 Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmen-
 den Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von 30
 jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in
 demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner
 inneren, eigenthümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen. Nicht
 anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen
 Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Ein- 35
 zeln, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter ge-
 wissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den

25. 26. *Jede — Idee]* sie wurzelt in der Erscheinung und erhebt sich mit ihren Gipfeln in das Reich des Unendlichen. Das Umgekehrte wäre vielleicht passender gewesen.

26—28. *Idee — offenbaren]* In jedem Individuum erscheint eine Idee; aber nur wenn dieses die Idee völlig offenbart, ist es ein Ideal, welches wohl kaum in der Wirklichkeit nur in der vollendeten Kunst zu finden ist (WW. I. 217). Jedes Weib stellt die Idee der Wirklichkeit dar; aber nur eine Venus tut dies als Ideal. Ein Genie ist fast ein Ideal.

37. *heerdenweise]* nicht ohne Idee, aber so, dass sich diese nur in ihrer ersten Form (318, 26—29) zeigt.

Universitätsbibliothek Düsseldorf

durch Bedürfnis, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger, als jene Elemente, 321 das geistige Princip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten 5 trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. 10 Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen, und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, daß ihre Selbständigkeit mehr 15 Wirkung ausübt, als erfährt, und daß jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die

39. jene Elemente] welche Z. 38 genannt sind, während Z. 32 Element = Idee.

1—2. das geistige Princip — Idee] Idee ist die geistige Individualität als Inhalt; Princip ist sie als Kraft.

6—10.] Völker und Einzelne erteilen durch ihre Taten, Schöpfungen und Einrichtungen aller Art, der eigenen, wie der folgenden Zeit eine Richtung. Außerdem aber formen sie die Individualität der Menschen selbst, gestalten also die erzeugenden Kräfte selbst nach sich als Muster; sie lassen nach ihrem Hinscheiden die Gestalt ihrer geistigen Individualität in den nachlebenden Personen zurück, und dadurch wirken sie so bedeutsam, erzeugen große Individualitäten.

9. idealische Formen] Ideen; sie werden hier aber deswegen idealische Formen genannt, weil ihnen die Substantialität des Individuums fehlt. Also nicht darum heißt die Sprache eine idealische Form, weil sie eine Form der Erzeugung und Mittheilung der Gedanken ist; denn sie wird hier (Z. 12—15) in ihrer objectiven und selbständigen Seite (vgl. die große Schrift S. 62, 20 ff.) genommen. Sie wird ja auch gewöhnlich Idee genannt. Der Ausdruck *idealische Formen* kehrt nirgends wieder. Er bezeichnet also eine Classe von Ideen. Zu dieser Classe gehören auch Kunst, Wissenschaft und sittliche Einrichtung, die oben (314, 28) nur als tote, unpersönliche Zwecke abgewiesen wurden. Als bezogen auf die lebendige Individualität sind sie Ideen, d. h. idealische Formen. Vgl. Einl. S. 119 f.

18—23] Hier ist nicht Kunst, Wissenschaft und Recht gemeint, sondern die Schönheit des Alls (Kosmos), die Wahrheit der Realität und das Weltgericht.

ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem 20 unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen er- 25 ahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich blofs in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigern Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. 30 Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im 35 Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten 40 Vergleichung. Was diesem die Kenntnifs der Natur, das Studium des organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältnifs, Eben- 322 mafs und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und grofs im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers 5 in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch

29. *richtigern*] als durch teleologische Betrachtung.

30. *zu den Endursachen*] Zielen, Zwecken; denn die Idee ist die Kraft und das Ziel zugleich Z. 28.

3. *reine Form*] vgl. 311, 32. Ich meine, diese Analogie sei nicht treffend. Die Ideen entsprechen vielmehr dem innern Charakter, der in der Abh. gar nicht erwähnt wird.

7—10] vgl. 316, 22.

artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu
10 bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung fest-
zuhalten getrachtet hat: dafs in Allem, was geschieht, eine nicht
unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, dafs aber diese Idee nur an
den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschicht-
15 schreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff
suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschliessen; er
mufs aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er mufs
ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam
erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er mufs vor allen
20 Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen
anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges
des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen
aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht mufs seiner
Natur so eigen geworden sein, dafs er sie zur Betrachtung jeder
25 Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allge-
meinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie
oben gezeigt worden, ein Theil aufser dem Kreis unmittelbarer Wahr-
nehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht,
so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer
30 Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre ein-
fache und lebendige Wahrheit.

15. *materiellen Stoff*] den vorhandenen Zuständen, welche die Idee fördern oder hemmen.
Vgl. oben 319, 20—22.

28—31] Man vergleiche diese Stelle mit 307, 20—23.